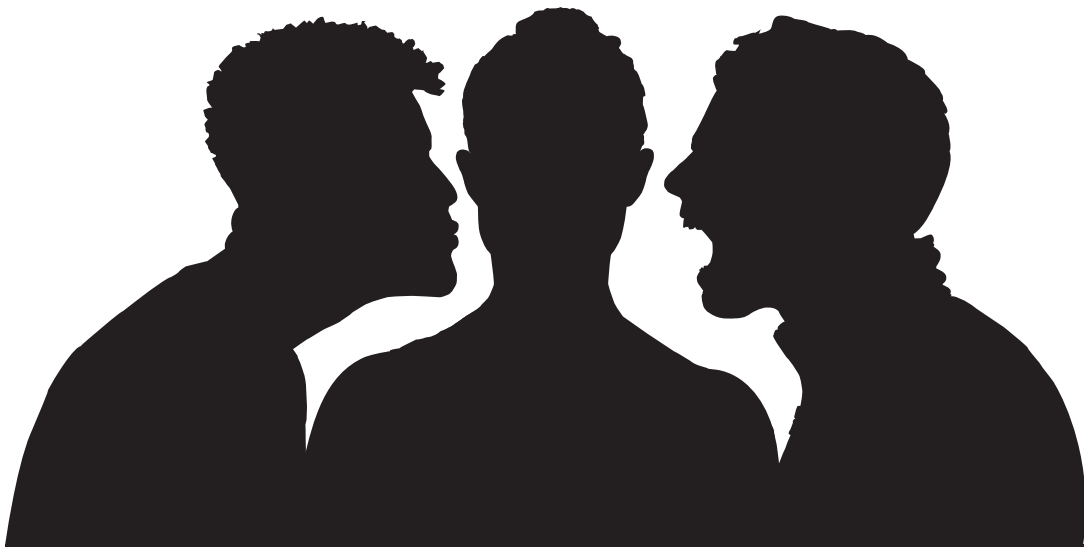


Geh fühlen!

Liebe | Hass | Gleichgültigkeit





Editorial

Liebe LeserInnen,

vielleicht sind Sie heute mit dem richtigen Fuß aufgestanden. Die Sonne hat in ihr Zimmer geschienen, es roch nach Kaffee und Frühstück. Irgendetwas Magisches brachte dieser Tag mit sich, was Sie strahlen lässt. Vielleicht hatten Sie auch weniger Glück und mussten schon am Morgen feststellen, dass das Leben manchmal so richtig nervig sein kann. Zum Meckern und Maulen, zum Hassen fies sogar. Oder es ist einfach nur irgendein Tag für Sie. Kein guter, kein schlechter, vielleicht ein sonniger, vielleicht ein grauer, eben ein Tag, an dem man nichts fühlt, außer dass man nichts

fühlt. Aber auch dann haben Sie nun die Chance, *geh fühlen* zu begegnen. Wir laden Sie herzlich ein, einmal genauer hinzusehen. Besinnen Sie sich ruhig einen Moment und fragen sich: Was lieben Sie eigentlich? Was hassen Sie? Was ist Ihnen gleichgültig? Gefühle tangieren jeden von uns, jeden Tag. Den einen mögen sie mitreißen, der andere nimmt sie flüchtig wahr – und vergisst sie schneller wieder. Wir, die Erstsemesterstudierenden von Journalistik und Public Relations der Hochschule Hannover, haben uns die Liebe, den Hass und die Gleichgültigkeit einmal ge-

nauer vorgeknöpft. Wir haben sie offen vor uns hingelegt, aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet, uns viele Fragen gestellt. Was lieben wir eigentlich? Was hassen wir? Was ist uns gleichgültig? Was Sie in den Händen halten, ist das bunte Resultat unserer Analyse. Unsere *geh fühle* sind breitgefächert, vielseitig. Vorstellen dürfen wir Ihnen Liebe nicht nur im klassisch-kitschigen Sinne, sondern auch im göttlichen, modernen und skurrilen, im krankhaften oder kritischen. Auch dem Hass begegnen Sie an verschiedenen Orten: Im Internet, in der Politik, der Musik oder sogar im eigenen

Körper. Und auch wenn heute ein Tag ist, an dem Ihnen alles egal ist und Sie nichts überraschen kann - Sie werden in unseren Texten dort auf Gleichgültigkeit treffen, wo Sie nicht unbedingt mit ihr gerechnet hätten. Wir sprechen hier unter anderem von Krieg und Katastrophe, von Familie und Depression. Aber fühlen Sie selbst.

Thea Marie Klinger

Inhaltsverzeichnis

Liebe

3	Wir haben immer gelacht
4	Würstchen im Bikini
4	Zwischen Schein und Akzeptanz
5	It's a Match!
5	Die Geister, die ich rief
6-7	Fotostrecke
8	Polyamors Pfeile
9	Genau mein Ding!
9	Spiel des Lebens
10	Diagnose: Rosa Brille
10	L(i)ebe!
11	„In meiner Familie zählt nur, dass man liebt und geliebt wird“
12	Hin- und Hergereist
12	Wo die Liebe hinfliegt
13	Only God can judge me
13	Ihre Angst ist seine Waffe
14	Wenn Eltern über Kinder fliegen
14	Und sie lebten glücklich...

Hass

15	„Du Hurensohn, ich bring dich um!“
16-17	Fotostrecke
18	„Du dumme Beauty-Fotze“
18	Sie haben eine neue Nachricht: „Ich hasse dich“
19	„Ich kämpfte gegen mich selbst“
19	„Mein Gott, als hättest du Kalorien-Asperger“
20	„Ich habe keine Angst vor diesen Männern. Sie beschützen uns!“
20	Gestern noch geliebt, heute schon gehasst
21	„Ich denke, Homosexualität ist heilbar!“
21	„Dieser Gott ist nicht der, der uns vorgespielt wird!“
22	Maßloser Hass
22	Hass mit Stil
23	Scheißkerle vs. Zimticken
23	Alltagstheater - Dein Leben ist Deine Bühne
24	„Mein Grundgefühl ist Dankbarkeit!“
24	Einmal Hölle und zurück
25	Auge in Auge mit dem Hass
25	„Mit Tradition machst du die Lampen im Stadion nicht an“
26	„Tod und hass dem BTSV“ – warum überhaupt?

Gleichgültigkeit

27	Der Krieg steht vor der Tür – und keinen kümmert's
28	Jeden Tag eine neue Katastrophe – und niemanden interessiert's
29	Daten gegen Dienste – wie der Handel uns zum Nachteil wird
29	Zwischen Wahn und Wonne
30	„Für die anderen sind wir Menschen 2. Klasse“
31	Keine Gefühle, aber gute Aufnahmen
31	„Die Kinder haben eine Großmutter, aber ich habe keine Mutter“
32	Fuck you Bildung
32	Gleichgültigkeit – Rettungsboot oder einsame Insel?
33	Der Kampf gegen die Prokrastination
33	Think Before You Ink!
34	Fette Fritten oder Fasten?
35	Fleisch? Hauptsache billig!
35	Eine Partei, die mit Gleichgültigkeit wirbt?
36-37	Fotostrecke
38	Egal, Heute ist Fußball
38	„China geht nur über Schmerzensgeld“
39	„Ihre Körper liegen nackt und hilflos vor uns.“



„Wir haben immer gelacht“

Frank Grobe und Barbara Szot sind seit 24 Jahren ein Paar, als ihre Familie von einem harten Schicksalsschlag getroffen wird. Zusammen kämpfen sie gegen eine schwere Krankheit und sagen ja – zur Liebe und zum Leben. Eine bewegende Geschichte voller kleiner und großer Liebesbeweise, die zeigen, wie Verbundenheit in schweren Zeiten immer weiterwächst.



FOTO: LENA GRASS

In guten wie in schlechten Zeiten – das leben Frank und Barbara (dargestellt von Leandra Enders und Paul Lonnemann).

Kennengelernt haben sich Frank und Barbara 1985 an seinem 24. Geburtstag. Aus der „Disothekenbekanntschaft“, wie Barbara ihn lachend nennt, wurde nur einen Tag später ihr fester Freund. Von Anfang an stand für beide fest: „Wir bleiben zusammen, aber heiraten werden wir erstmal nicht.“ In Erwägung zog das Paar eine Hochzeit erst im Rentenalter. Gemeinsam bauten sie sich ein Leben auf und kauften ein Haus auf dem Land in der Nähe von Braunschweig. Dazu kamen einige Tiere – so entstand ihre eigene „Villa Kunterbunt“.

2009 zeigte Frank erste Symptome wie bei einer langwierigen Erkältung mit hohem Fieber, starker Erschöpfung und Gewichtsverlust. Nach vielen Untersuchungen stellten Ärzte die schockierende Diagnose: Eine Autoimmunerkrankung, in Folge des-

sen durch eine Fehlregulation zu viele Antikörper produziert werden. Kurz: der Körper zerstört sich selbst.

Die Erkrankung veränderte alles. Frank musste seinen Job aufgeben und verlor in kurzer Zeit 20 Kilo. Jeden Tag nach der Arbeit in Braunschweig fuhr Barbara 100 km nach Hannover in die Klinik, um ihm vorzulesen oder von Zuhause zu berichten. „Das Wichtigste ist, dass ich mit meinem Mann, egal wie schlecht es ihm ging, immer gelacht habe.“ Barbara erzählt, dass sie in dieser Zeit nie an sich gedacht hat. „Mir geht es gut, wenn es meinem Mann gut geht“, das war ihr Motto und ist es bis heute.

Trotz Therapie ging es Frank zunehmend schlechter. Die Ärzte konnten nicht garantieren, ob er das nächste Jahrzehnt noch erleben würde. Das war der Anstoß

für das Paar, zu sagen: „Wer weiß, ob wir das gemeinsame Rentenalter noch erreichen. Dann heiraten wir lieber jetzt.“ Gesagt, getan. An ihrem 25. Jahrestag holte Barbara ihren Mann zur standesamtlichen Trauung nach Hause. Der plötzliche Anruf „Kommt vorbei, wir heiraten in 1,5 Stunden“ am Hochzeitsmorgen informierte nur die engsten Familienmitglieder.

Bis heute gibt Frank gerne den Running Gag „In meinem Fieberwahn habe ich einfach ja gesagt, obwohl ich gar nicht wusste, was ich da tue“ zum Besten. Bis heute? Ja, denn nach einigen kritischen Monaten fanden Mediziner die richtige Medikamentendosierung. Er kann nun wieder ein ganz normales Leben führen.

„Ich hätte ihn sowieso nie verlassen, das brauchte ich nicht unterschreiben. Ge-

heiratet habe ich letztendlich nur, weil ich nicht wusste, wie lange er noch lebt.“ Im Rückblick ist Barbara sich sicher, dass nicht die Hochzeit, sondern die Krankheit sie noch enger zusammengeschweißt hat. Seitdem sieht Sie das Leben in anderen Relationen. Besitz, Ordnung, Geld – das alles hat im Angesicht des Todes seinen Wert verloren.

Heute blickt das Paar lebensbejahend in eine Zukunft, in der sie gerne Großeltern werden würden. Für Barbara steht fest: „Ich habe nur dieses eine Leben!“ Und sie weiß nun genau, worauf es darin ankommt. In guten wie in schlechten Zeiten.

Jasmin Schol



Würstchen im Bikini

Oft belächelt und doch sind Kuppelshows aus unserer TV-Landschaft nicht wegzudenken. Nebst Klassikern wie „Der Bachelor“ startete dieses Jahr auf RTLII „Love Island – Heiße Flirts & wahre Liebe“. Alles nur Drama oder doch die Sehnsucht nach der großen Liebe?



Dating im TV – Geld oder Liebe?

Junge Frauen stehen in Reih und Glied, Bikinis dünn wie Zahnseide und potentielle Traumpartner versuchen Hände voller Würstchen hineinzustecken – neueste Kennenlernmethoden nach Love Island Devise. Wem das noch nicht aufregend genug sein sollte, der ist mit „Adam sucht Eva“ besser beraten; die Kandidaten treffen aufeinander, wie Gott sie schuf. So kauft man immerhin nicht die Katze im Sack.

Die Liebe als Hauptgewinn einer Spielshow – bizarr, zumal das breite Vorurteil gegenüber diesen Formaten doch billig und fake lautet. Dennoch sprechen Marktanteile zwischen 5 und 15% in der Zielgruppe der 14-49-Jährigen für sich. Wie funktioniert das Phänomen Kuppelshow?

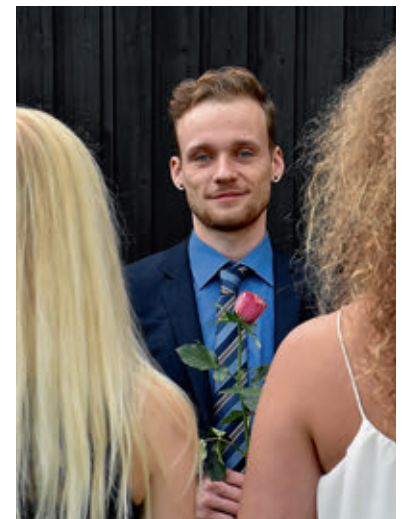
„Eins gilt für alle Reality-Formate“, so Psychologin Kristin Lichtenberg, „ich muss mich einfach nur berieseln lassen.“ Seichte Unterhaltung, ganz ohne Kopfgebrauch.

„Auch wenn wir es vielleicht nicht wahrhaben wollen, aber auch bei Flirtshows identifizieren wir uns mit den handelnden Personen. Die romantische Vorstellung reizt uns und wir fühlen mit.“ Voraussetzung dafür sei jedoch, dass wir das Gezeigte für authentisch hielten.

Aber wie sieht es aus mit der Echtheit von Kuppelshows? Fabienne Gierke war Teilnehmerin beim Bachelor und für sie steht fest: „Niemand, der an so einem Format teilnimmt, macht es in erster Linie für die Liebe. Es geht immer um Bekanntheit!“ Die Datingshow als Karrieresprungbrett? Kommt uns bekannt vor, schließlich sehen wir die Skandalnudel einer Show im nächsten Jahr im Dschungelcamp wieder.

„Manche sind falsch von Anfang an“, sagt die Ex-Kandidatin über eine Mitstreiterin, die über die gesamte Drehzeit einen Freund zuhause hatte. Dennoch sollte nicht unerwähnt bleiben, dass es vereinzelt Paare gab, die ihr Glück in einer Flirtshow gefunden haben – „Zufallstreffer“, wenn man sie fragt.

Es gäbe zwar kein Drehbuch, erzählt Fabienne, aber „RTL ist nicht dumm, die wissen schon wie sie es biegen müssen.“ Durch Privilegien für einige Kandidatinnen wisse man, Ungunst zu säen.



Rosenkavaliersdelikt – Wer spielt mit wem?

„Wenn die dich nach einem 35-Stunden-Drehtag mit Fragen provozieren, sagst du irgendwann, was sie hören wollen, weil du einfach so fertig bist.“

Fabienne Gierke bewertet Kuppelshows nach ihrer Teilnahme kritisch – mehr Schein als Sein. Für die Teilnehmerinnen sei die Hoffnung auf Ruhm mit vielen Entbehrungen verbunden und die Gage bescheiden.

Bestenfalls sind Datingshows wohl eine gelungene Symbiose zwischen Zuschauer, Produzent und Teilnehmer. Wir erwarten nicht viel und mit dem was wir bekommen sind wir offenbar zufrieden. Das oberflächliche Konzept von der „Liebe“ im TV scheint aufzugehen.

Marie Zellmann

Zwischen Schein und Akzeptanz

Sich selbst zu lieben ist einfacher gesagt als getan. Schon alleine mit dem Ausspruch „Ich liebe mich“ tun wir uns schwer. Kein Wunder, denn Selbstliebe wird oft mit Selbstverliebtheit oder Überheblichkeit gleichgesetzt. Dabei bedeutet sich selbst zu lieben nur, dass man sich so annimmt wie man ist. Doch sich selbst anzunehmen ist für viele durch das Internet noch schwieriger geworden. Wie man trotzdem in der Welt der Selbstdarstellung und scheinbaren Perfektion sein eigenes Selbstwertgefühl wahr, erzählen drei Menschen, die täglich mit Instagram und Co. zu tun haben.

Was bedeutet Schönheit? Über die Jahre hat sich verändert, wie wir Schönheit empfinden. Social Media Kanäle, Werbung und TV geben uns bestimmte Schönheitsideale vor und beeinflussen, wie wir Schönheit wahrnehmen. „Einige Accounts und Kampagnen vermitteln inzwischen zwar ein gutes und gesundes Selbstbild, der Großteil der Lifestyleaccounts zeigt aber nach wie vor nur Hochglanzbilder idealer Körperformen und Top-Momente“, berichtet Julia vom Blog „Nicetohave Mag“. Sie beschäftigt sich täglich mit aktuellen Themen in Sachen Mode und Lifestyle und weiß, welchen Einfluss das auf das private Leben haben kann. „Ich habe aus meiner Schwangerschaft und der Geburt meiner Tochter ein positiveres Körpergefühl mitgenommen. Prioritäten verschieben sich mit der

Elternschaft und vieles, dem man zuvor enorm viel Bedeutung zugeschrieben hat, verliert an Wichtigkeit“, ergänzt die Bloggerin. Das Internet beeinflusst uns in unserem Empfinden für Schönheit und Perfektion und manipuliert somit unsere Wahrnehmung für die Außenwelt. Wir fangen an, das was wir im Netz sehen, als einzige Wahrheit zu betrachten. Marcella Verwey ist von Beruf Stylistin. Sie liebt ihren Job, weiß aber auch, dass diese Branche von Oberflächlichkeit bestimmt wird. „Ich glaube man braucht für diesen Beruf ein starkes Selbstwertgefühl und ein dickes Fell, weil man sonst eingehen würde“, erzählt Marcella. Was mit dem eigenen Selbstwertgefühl passiert, wenn man den ganzen Tag mit Menschen umgeben ist, die Perfektion fordern,

weiß auch Marco Alecci aus Hamburg. „Anfangs dachte ich immer, Model zu sein ist bestimmt etwas tolles, für seine Schönheit geliebt zu werden. Aber ehrlich gesagt hat mich das Ganze schnell wieder zurück in die Realität geholt. Ich muss sagen, die meisten tun mir leid, weil es viele zerbrechliche Seelen gibt, die ihre Selbstliebe noch nicht gefunden haben“, so der Hair und Make-Up Artist.

Es ist also nicht alles Gold, was glänzt. Und um in einer Welt, die vor Oberflächlichkeit nur so strotzt, sein Selbstwertgefühl zu wahren, muss man sich immer wieder bewusst machen, dass Schönheit nicht das ist, was die Medien uns vorleben. Schönheit ist das, was wir selbst daraus machen.

Chiara Berckhahn



Einfach mal in den Spiegel schauen und zufrieden sein.

FOTO: JOHANNA HERING



It's a Match

Swipe rechts ein „Ja“, Swipe links ein „Nein“. So einfach kann das Daten über Apps wie Lovoo, Tinder und Co. sein. Oft eilt diesen jedoch ein negativer Ruf des oberflächlichen Kennenlernens voraus. Ist es dennoch möglich hier seine große Liebe zu finden?



FOTO: SVEN KAUFMANN

It's a Match! Viele Menschen suchen online die große Liebe.

Jeder hat es schon einmal ausprobiert oder davon gehört: Online-dating. Die kleinen Icons auf dem Smartphone haben das Dating revolutioniert: Man schaut sich Bilder anderer User an und entscheidet, ob der Andere einem gefällt oder nicht. Bequem, simpel und oberflächlich.

Lea* aus der Region Hannover ist 23 Jahre alt und Single. Nach einer gescheiterten Beziehung hat sie ihr Glück als eine der rund zwei Millionen Tinder Nutzer in Deutschland versucht. Dabei war sie nicht auf der Suche nach etwas Festem. „Ich habe mich angemeldet, um mein Selbstbewusstsein anzukurbeln und neue Leute ken-

nenzulernen.“ Lea hat auch negative Erfahrungen gemacht. Unverbindliche Angebote zum Sex waren keine Seltenheit. Beziehungskoach und Paartherapeut Olaf Schwantes aus Hannover sagt dazu, dass es vom Menschen und seiner Zielsetzung abhängt, wie man sich in Dating-Portalen verhält. „Man sollte die Gefahren kennen, wenn man Dating Apps nutzt und wissen, worauf man sich einlässt.“

Auch wenn es scheint, dass die Nutzer nur lockere Bekanntschaften suchen, sei es laut Schwantes dennoch nicht unmöglich die große Liebe zu finden. „Man muss sich überlegen, was Liebe für ei-

nen persönlich bedeutet. Wenn ich ein unklares Bild davon habe, wie ich in einer Beziehung leben will, ziehe ich auch unklare Menschen an.“

Ina und Kai* aus Neubrück wussten, was sie wollen. Sie haben sich vor drei Jahren über Lovoo kennengelernt. Dabei hat Ina online keine feste Bindung gesucht: „Ich hatte damals zwei längere Beziehungen hinter mir und wollte erstmal nur etwas Lockeres, weswegen ich so eine Dating-App ausprobiert habe. Da ich jedoch ein gefühlvoller Mensch bin, war klar, dass das bei mir nicht klappt.“ Dass ihre Beziehung über eine App entstanden ist, ge-

ben Ina und Kai, im Gegensatz zu vielen anderen Paaren, offen zu. Schwantes erklärt das so, dass man bei Dating-Apps schnell an etwas Unverbindliches denkt: „Dann ist es mir natürlich unangenehm zu sagen, dass ich meinen Partner, mit dem ich lange zusammen bin, über eine App kennengelernt habe.“

Liebe auf den ersten Blick bzw. auf den ersten Klick ist laut Schwantes allerdings nicht das Gleiche wie ein persönliches Treffen. „Wenn ich eine Person gerne anfasse und sie gut riechen kann, sind das zwei sensorische Punkte, die in der Onlinewelt fehlen.“ Hier gilt nach dem Experten wieder die

Faustregel: Man muss wissen, was man will und was nicht.

Ina und Kai haben herausgefunden, was sie wollen und könnten sich sogar vorstellen, irgendwann zu heiraten. Die wahre Liebe mithilfe einer App zu finden ist also möglich. Man muss sich nur seinen eigenen Vorstellungen bewusstwerden, bevor es das nächste Mal heißt: It's a Match.

Leslie Schmidt

*Namen von der Redaktion geändert

Die Geister, die ich rief

„Noch da?“ - eine Frage, die man dann sendet, wenn auch bei der vierten Nachricht kein zweites blaues Häkchen erscheint. Dabei lief es doch eigentlich ganz gut. Man wagte sich eine Dating-App herunterzuladen. Etliche Male nach rechts wischen, öfter aber nach links. Match! Zwei, nein sogar drei Treffen waren drin. Das vierte stand bevor. Plötzlich erreicht man sein Date nicht mehr.

Ghosting wird dieses Phänomen genannt. Es meint den vollständigen Kontaktabbruch ohne Vorwarnung. Alle Kommunikationsversuche werden bewusst verhindert und ignoriert. Die Person wird unsichtbar wie ein Geist. Zuvor konnten Dates oder gar Beziehungen bestanden haben.

So auch bei Matthias (26), der kurz vor Weihnachten Ghosting zum Opfer fiel: „Ich habe zunächst nicht glauben wollen, dass sie mich überall blockiert hatte, ob Facebook oder Whatsapp. Als alle Kontaktmöglichkeiten zwecklos waren, merkte ich, dass was nicht stimmte, obwohl wir uns schon seit knapp einem Monat trafen. Mittlerweile ist es mir egal. Ich würde aber gerne wissen, woran es lag.“

Es muss nicht immer der radikalste Schritt sein, um dem anderen sein Desinteresse zu offenbaren. Benching beschreibt einen ebenfalls perfiden Dating-Trend. Das Wort ist eine Anlehnung an das englische Wort „bench“ für Sitzbank und meint eine Person warmzuhalten, sie auf der Reservebank sitzen zu lassen. Erreicht wird dieses Ziel durch sporadische Textnachrichten, die ein weiterhin bestehendes Interesse suggerieren sollen. In der Zwischenzeit hält

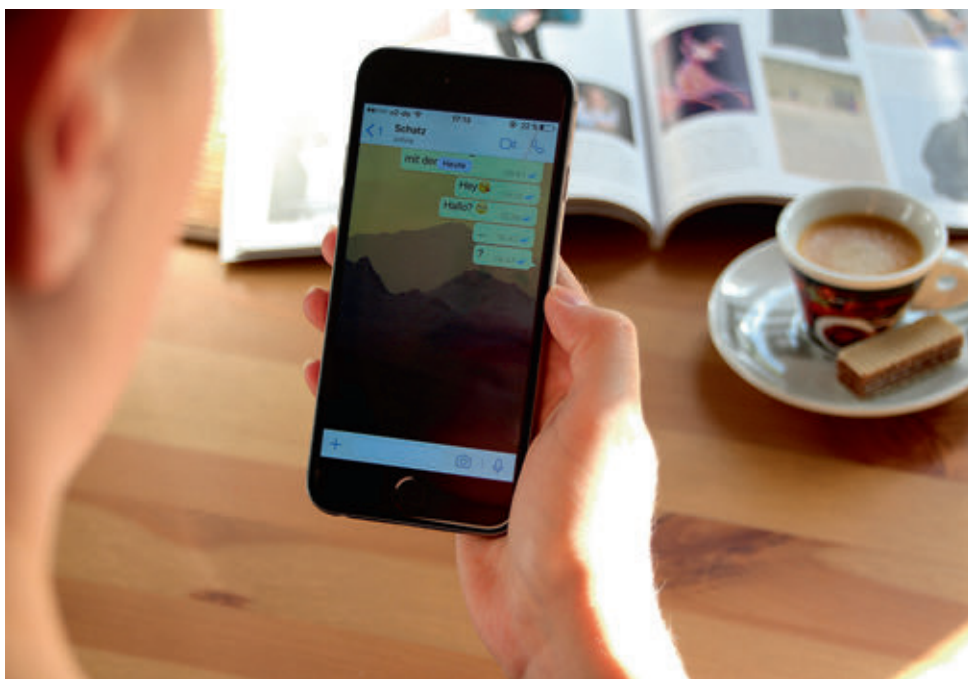


FOTO: LENA GRASS

Wie sagt man am besten, dass man nicht mehr will?

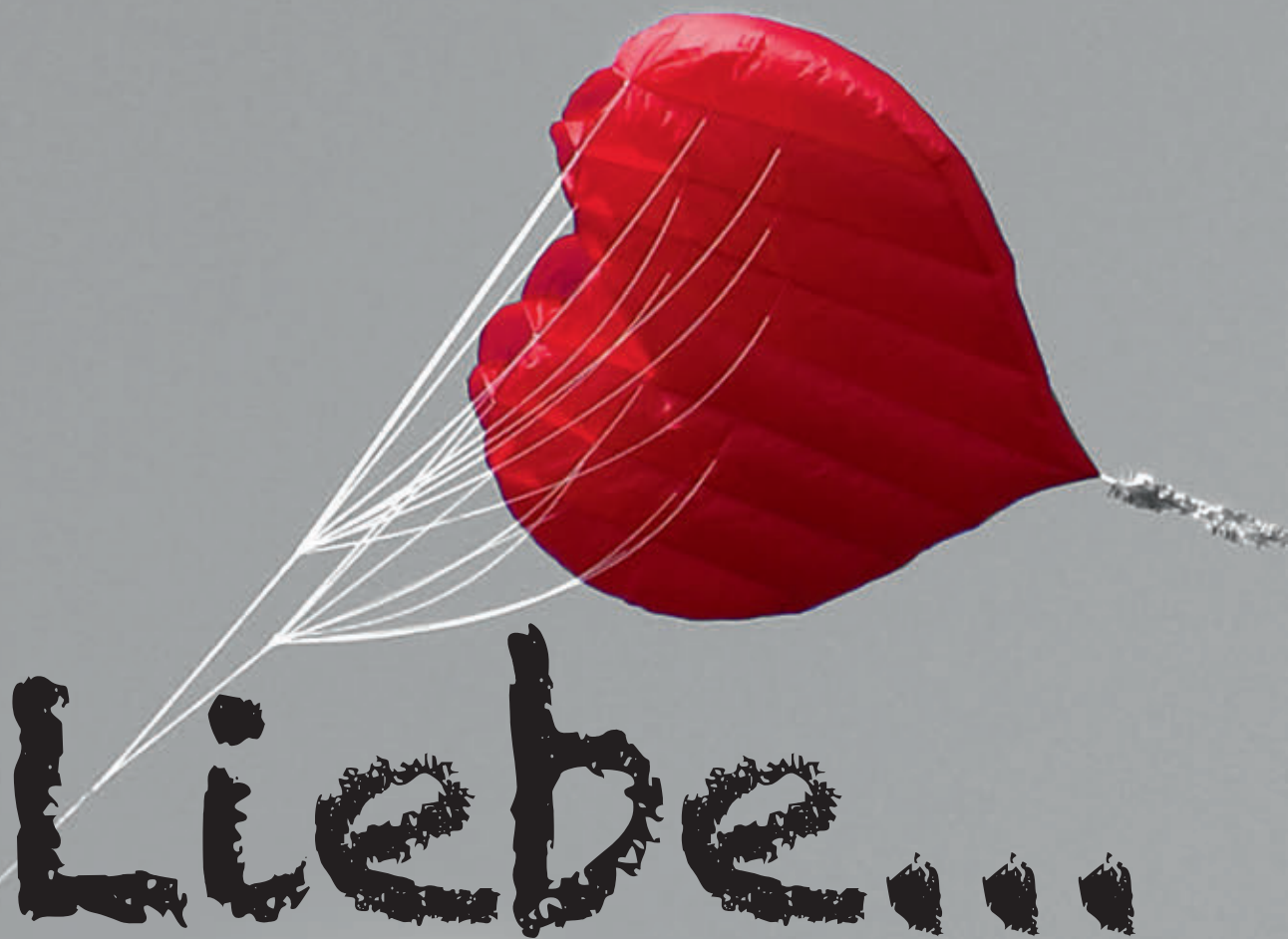
man sich die Optionen für andere frei. Benching, erzählt die Studentin Nathalie (22), habe sie zu spät gemerkt: „Irgendwann habe ich unsere Chats Revue passieren las-

sen und da fiel mir auf, dass ich am meisten schrieb. Nur selten kam etwas von ihm. Er fragte, wie es mir ginge und antwortete danach nicht mehr. Für weitere Dates hätte

er keine Zeit gehabt. Bei Instagram sah ich aber, dass er ständig um die Häuser zog.“ Was das Ghosting fördere, so denkt Matthias: „Es sind die Kommunikationsmittel von heute, die es so vereinfachen. Dadurch sinkt auch die Hemmschwelle.“

Dass wir uns online nicht physisch auseinandersetzen, begünstigt dieses Verhalten. Es ist die Angst, andere und bessere Möglichkeiten auszuschließen und sich Konfrontationen stellen zu müssen. „Ich verstehe, wenn man sich nach ein oder zwei Dates nicht mehr treffen will, aber da sollte man ehrlich sein und keine Hoffnungen machen. Sonst ist das asozial“, kritisiert Nathalie. „So viel Anstand, darüber zu reden, sollte man schon haben“, empfindet Matthias. Wir sind die Generation, die Filter einsetzt, um die Realität zu kaschieren und mit Storys inszeniert. Wir täuschen mit Benching Nähe vor, die es gar nicht gibt. Eine Lösung hierfür fehlt. Man kann nur hoffen, dass dieser Trend uns nicht alle zu Geistern macht.

Paul Vista





...hat viele Facetten.

Was ist die Farbe
deines Herzens?





PolyAmors Pfeile

Eine monogame Beziehung besteht aus zwei Partnern, die sich lieben. Dieses Konzept ist die Norm unserer Gesellschaft. Polyamore Menschen haben sich für ein anderes Beziehungskonzept entschieden: Sie leben frei von Konventionen und brauchen kein „Label“ für die Liebe. Utopisch oder umsetzbar? Zwei Hannoveranerinnen erzählten mir von ihren polyamoren Erfahrungen.



FOTO: JOHANNA HERING

Als „Poly“ führt man zwar mehrere Beziehungen gleichzeitig, diese haben aber nicht weniger mit Liebe zu tun (abgebildet sind die SchauspielstudentInnen der Hochschule für Musik, Theater und Medien, Hannover).

Es ist Ende September. Anja und ich sind in einem Café in Hannovers Altstadt verabredet. Anja, Anfang 40, trägt keine Schuhe. Ich habe einen Schal um. Bereits der erste Eindruck spricht Bände – ich begegne hier einem außergewöhnlichen Charakter.

Anja ist „poly“. Sie ist eine „Beziehungsanarchistin“, lebt nach dem Freundschaftsprinzip. Ihren Partnern gönnt sie Sex, Dates und Verliebtsein – mit wem sie möchten. Dabei hat Ehrlichkeit oberste Priorität. Dieser hat Anja sich verpflichtet, auch wenn das bedeutet, unhöflich oder egoistisch zu wirken. Das erwartet sie auch von ihren Beziehungspartnern. „Für mich ist es Betrug, wenn sich mein Partner mit jemandem trifft und dies verheimlicht.“ Ich reagierte skeptisch. Wenn mein Partner sich anderweitig amüsieren würde, hätte ich eine schlaflose Nacht. Anja erklärt mir, dass Eifersucht oder Verlustangst für sie nicht existieren. Seinem Partner schöne Momente zu gönnen, gehöre zur Liebe dazu.

Anja wohnt mit ihrer Tochter in Hannover. Mit Mitte 20 startete sie mit ihrem Mitbewohner und Freund das Projekt „Kind“. Die beiden Eltern waren nie ein Paar, aber sie entwickelten ihren eigenen Plan, welcher seit 17 Jahren

funktioniere. Neben dieser konstanten „Verbindung“, wurde die Beziehung zu einer Frau bedeutsam. Nach einem schwierigen Anfang und einer darauffolgenden getrennten Phase, wollte sich Anjas Partnerin auf ihr polyamores Beziehungsmodell einlassen. Es scheiterte. „Als ich mich in jemand anderes verliebt habe, ist sie vor meinen Augen eingegangen. Sie hat nicht mehr gegessen, nur noch geraucht. Sie hat unendlich gelitten.“ Auf einem Festival kam es dann zur Auseinandersetzung. „Meine Freundin ist alleine schlafen gegangen und ich war bei Anderen. Ich habe keine Rücksicht genommen und wir gerieten aneinander. An diesem Punkt habe ich gemerkt, dass sie noch so sehr versuchen kann mir entgegen zu kommen, sie fühlt einfach anders als ich. Das ist eine bittere Erkenntnis. Wir trennten uns. Sie wird immer einen fetten, fetten Platz in meinem Herzen haben. Und trotzdem geht es nicht. Ich muss bei mir bleiben, um nicht einen ewigen Kompromiss zu leben.“ Anja kommen die Tränen. Ihr tut es leid. Trotzdem handelte sie egoistisch, um nach ihrem Beziehungsentwurf leben zu können.

Sie sagt, dass monogame Beziehungen funktionieren können, wenn beide Partner so empfinden. Doch es gibt

Menschen die sich diesen Konventionen nicht hingeben können. Um dafür einen Raum zu bieten, findet einmal im Monat der Poly-Stammtisch in Hannover statt. Ivy (27), ein Mitglied des Stammtisches, berichtete mir davon. Der Stammtisch sei ihre Familie, da sie endlich Menschen gefunden habe, die genauso empfinden wie sie. In monogamen Beziehungen fühlte sie sich nie wohl. Sie ging fremd. Monogam lieben? Kann sie nicht. Das Konzept der Polyamorie hat sie befreit. Ivy liebt auf eine unkonventionelle Art und Weise.

Beide Frauen sagen, dass nicht jeder Mensch polyamor ist, auch wenn Autoren wie Friedemann Karig „Vom Ende der Monogamie“ schreiben. Es gibt Menschen, die monogam lieben und damit glücklich sein können. Sobald man jedoch seine eigenen Sehnsüchte nicht ausleben kann und mit einem Kompromiss lebt, sollte jeder von uns beginnen, ein Beziehungskonzept zu finden, was seinen Ansprüchen an das Leben genügt.

Amelie Schneider



Genau mein Ding!

Liebe zu Bäumen und Sex mit dem Auto? Klingt bizarr, ist aber für einige Menschen der Inhalt einer glücklichen und erfüllten Liebesbeziehung. Sie sind Objektsexuelle und fühlen sich emotional und sexuell zu unbelebten Objekten hingezogen. So wie Franziska. Die 27-Jährige kommt aus Hessen und lebt in Beziehung mit einem Objekt: ihrem Ventilator. Seit mehreren Jahren ist sie in Foren rund um das Thema Objektophilie aktiv, um einen offenen Austausch über dieses in unserer Gesellschaft als Randphänomen und wenig akzeptierte Thema zu ermöglichen und so auf lange Sicht mehr Bewusstsein und Verständnis zu schaffen.

Franziska, wann hast du dich das erste Mal in ein Objekt verliebt, und welches war das?

Das war 2014, ich habe mich in ein Auto verliebt. Das hat allerdings nicht sehr lange gehalten, denn es war nicht mein eigener Wagen, und ich hatte Angst, dass ich von der Besitzerin ausgelacht werden würde, wenn ich es ihr erzählen würde. Ich habe es dann gelassen und mich auf die Suche nach etwas Neuem gemacht.

Und hast du etwas Neues gefunden und dich neu verliebt?

Ja, ich habe mich in einen Ventilator von AEG verliebt. Sein Name ist Tim und ich bin sehr zufrieden mit der Beziehung, die ich jetzt mit ihm seit einem Jahr führe.

Wie hast du dich in ihn verliebt, was zieht dich an Tim an?

Ich habe ihn damals gekauft. Und als er dann in meinem Zimmer stand, hat es „boom“ gemacht. Ich finde sein großes Gesicht sehr attraktiv, aber vor allem das Surren, das er im Sommer von sich gibt, wenn er an ist.

Fühlst du dich nur emotional zu Tim hingezogen oder auch sexuell?

Eher emotional. Ich habe große Angst, dass er meine Haut verletzen könnte, aber ich würde es mal versuchen.

Und was sagen deine Freunde und Familie zu deiner Beziehung? Wissen sie davon?



FOTO: JOHANNA HERING

Die Beziehung zu einem Objekt. Szene von einer Schauspielstudentin nachgestellt.

Nein, sie wissen es nicht. Ich habe große Angst, dass sie mich für verrückt halten würden und es nicht verstehen könnten, vor allem meine Eltern. Also behalte ich es lieber für Tim und mich.

Hältst du dich denn selber für verrückt?

Nein, für mich ist das normale Liebe. Ich bin dafür aber in einigen Foren für Objektsexuelle sehr aktiv, da schreibe ich ab und zu mal was rein oder spreche mit an-

deren über Tim. In diesen Foren sind nur Objektsexuelle, keine anderen Leute, die uns nicht verstehen können und uns mit Beleidigungen oder Hass entgegentreten.

Hattest du denn auch schon mal eine Beziehung zu einem Menschen oder könntest du dir vorstellen in der Zukunft eine zu führen?

Ich hatte schon Beziehungen mit Menschen, nur nicht auf sexueller Ebene. Ich könnte mich in Men-

schen verlieben, aber mehr auch nicht.

Welche Wünsche hast du als Objektsexuelle für die Zukunft?

Zum einen natürlich, dass ich mit Tim für immer zusammen sein kann. Aber auch mehr Akzeptanz, sodass ich es eines Tages meinen Eltern erzählen könnte.

Fiona Ebcinoglu

Spiel des Lebens



FOTO: NADINE MARGANE

Wenn Spielen zur Sucht wird: Ein Einblick in das Leben eines Gamers.

Jeder zehnte Jugendliche ist computersüchtig. Der größte Anteil liegt bei den Spielsüchtigen. Manuel Hoffmann ist einer von ihnen. Der 19-jährige Hildesheimer gibt einen Einblick in das Leben als Gamer.

4.30 Uhr: Der Wecker klingelt. Zeit, sich vor die Konsole zu setzen. Für Manuel ist das Alltag – er ist spielsüchtig. Früh entwickelte der Hildesheimer eine Leidenschaft für Online-Games. Im Alter von 13 Jahren hielt er das erste Mal einen Controller in den Händen. Insbesondere Rollenspiele und Ego-Shooter hatten es ihm angetan. Höher, schneller, weiter: Schon damals hatte er ein klares Ziel.

Seit Jahren versuchen Suchtforscher herauszufinden, wie viele Menschen an einer solchen Spielsucht leiden. Professor Rainer Thomasius veröffentlichte 2008 das Ergebnis einer Untersuchung

über pathologischen Internetmissbrauch: „Demnach erfüllen rund zehn Prozent der Schüler Missbrauchs- und Abhängigkeitskriterien.“

8.00 Uhr: Arbeitsbeginn. „Ich gehe zur Arbeit, weil ich muss. Wirklich Lust habe ich nicht“, erzählt Manuel. Er war ein durchschnittlicher Schüler. Bis zur achten Klasse ging er auf die Realschule. Nachdem er zwei Mal sitzen geblieben war, entschieden seine Eltern, dass er auf der Hauptschule besser aufgehoben wäre. „Ich habe oft geschwänzt. Ich wollte lieber weiter zocken“, meint er. Jetzt arbeitet er in einer Tischlerei – genauso unmotiviert.

Auf Manuel treffen einige der Diagnosekriterien einer Spielsucht zu. Die „Internet Gaming Disorder“ setzte sie 2015 auf, um eine klare Abgrenzung zwischen Suchtverhalten und normalem Spielkonsum zu schaffen. Dazu gehören etwa eine übermäßige Beschäftigung, die Toleranzentwicklung oder eine Gefährdung der Arbeitsstelle. Manuel behauptet aber: „Ich bin nicht süchtig, ich mache nur, was mir Spaß macht.“

17.00 Uhr: Feierabend. „Wenn ich wieder zu Hause bin, schmeiße ich meine Klammotten in die Ecke und mache direkt die Xbox an“, berichtet der Hildesheimer. Die

Tiefkühlpizza in den Ofen und dann wird gespielt, bis er um 2 Uhr morgens vor Erschöpfung schlafen geht.

Für Manuel und tausende andere Gamer ist das ein ganz normaler Montag. Sie geben viel Geld aus für die Anschaffung und Unterhaltung der Spiele. Zeit für Freunde und Familie bleibt da nicht wirklich. Doch auf die Frage, wie er seine Abhängigkeit zum Spielen einschätze, sagt er: „Ich gehe doch arbeiten. Ich habe einen geregelten Tagesablauf. Ich liebe mein Leben!“

Francesca Chiappetta



Diagnose: Rosa Brille

Er sitzt an der Bar, Partybesucher kreuzen seinen Weg. Schnell entsteht ein Gespräch, immer wieder bekommt er Getränke spendiert. Zu späterer Stunde reicht er sie bereits unauffällig an seine Begleiter weiter. Wer ist dieser Mann? Und was macht ihn so besonders?

Der 24-jährige Jan Sadler fällt besonders durch eins auf: seinen Rollstuhl. Gesellige Partytouren verlangten ihm zu Anfang große Überwindung ab. Da sich so aber schnell Kontakte knüpfen ließen, traute er sich nach anfänglichem Zögern doch. Bereut hat er es nicht: „Alle waren rücksichtsvoll und begeistert, einen Rollstuhlfahrer dort anzutreffen“, reflektiert der leidenschaftliche Basketballer.

Sein Wegbegleiter vereinfacht es ihm, ins Gespräch zu kommen. Anmachsprüche? Nicht nötig! Aber: „Natürlich überlege ich es mir ganz genau, bevor ich jemanden anspreche“, gibt der Journalistik-Student zu bedenken. Als eventuellen Vorteil sieht der Hannoveraner jedoch, dass er bei sei-

nen Gesprächspartnern seltener auf Ablehnung stoße.

Ob Jan Dating-Apps nutzt? Momentan zumindest nicht. Seine Begründung: „Ich weiß nicht, ob ich dort meine Behinderung direkt offen präsentieren soll, persönlich Kontakt knüpfen ist ohnehin schöner.“ Humor ist ihm in Bezug auf seine Behinderung besonders wichtig. Kontakt mit Menschen aufzunehmen gelingt ihm gut. Eine Freundin ist momentan trotzdem nicht in Sichtweite. „Viel Zeit geht durch Studium und Sport verloren, da bleibt wenig übrig“, bedauert der junge Erwachsene. Falls es dann aber doch irgendwann romantisch wird, soll seine Partnerin abenteuerlustig und vertrauenswürdig sein.

Was der sportliche Student noch sucht, haben Lea A. und Tim S.* schon gefunden: den Partner fürs Leben. Bereits 2016 verlobte sich das Paar mit geistiger Behinderung nach drei Jahren Beziehung. Obwohl beide ihre Freizeit jeden Tag gemeinsam in einem Wohnheim verbringen, kann besonders Lea nie genug von ihrem Verlobten bekommen. „Früher hat sie sich in unserer Arbeitszeit schon vor der Mittagspause zu mir geschlichen“, erinnert sich Tim. Die Betreuer seien davon nie begeistert gewesen.

Auf den Sommer freut sich das Paar ganz besonders. „Tim bringt mir dann Blumen auf mein Zimmer“, sagt Lea. Das vergangene Jahr war jedoch nicht besonders leicht, Tim musste eine schwere Operation

über sich ergehen lassen, ein Tumor wurde entfernt. „In dieser Zeit hat mich Lea oft besucht. Als ich schließlich entlassen wurde, versteckte sie sich im Kofferraum des Autos, weil sie eigentlich nicht mit durfte“, schmunzelt der Verliebte.

In Zukunft wünschen sich die beiden einen gemeinsamen Urlaub. Auf einen Bauernhof soll es gehen. Und die Heirat steht natürlich auch noch an. Nach wie vielen spendierten Getränken Jan Sadler wohl seine Flitterwochen plant?

Julia Heine

*Namen von der Redaktion geändert



Das Gefühl der Liebe kennt jeder. Es verbindet Kulturen, Jung und Alt sowie Menschen mit und ohne Behinderung.

FOTO: JULIA WOLLEN

L(i)ebe!

Vielen schwerkranken Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen ist es nicht möglich ein langes Leben zu führen. Ihnen wird schlagartig der Boden unter den Füßen weggezogen. In diesen schweren Zeiten spendet Liebe die nötige Kraft, um weiterzukämpfen.

Valentin Gerst (21) bekam mit 16 Jahren die Diagnose Krebs. Lange Zeit wollte er nichts von dem sieben Zentimeter großen Tumor mitten in seinem Gehirn wissen. Er war fast noch ein Kind und konnte das alles nicht begreifen. Nach seiner ersten Operation verlief die anschließende Bestrahlung vorerst gut. Später entdeckten Ärzte jedoch Metastasen in der Hirnanhangdrüse. Darauf folgte eine Chemotherapie zusätzlich zur Bestrahlung. Er war schwach und zwischenzeitlich konnte er nicht länger als zehn Sekunden sitzen, nichts sehen und kaum etwas hören. Zudem gewöhnte er sich das Essen ab und wog nur noch 46 Kilogramm. Sein Zustand war kritisch. Trotz dessen meint Valentin, dass man mit der Zeit einen „perverse“ Humor entwickle. Als ihm bei der Chemotherapie die Haare ausfielen, habe er sogar gelacht.

Immer wieder positiv gestimmt wurde er durch seine Familie und seine Freunde. Sie waren bei ihm und vermittelten Valentin dadurch, dass er nicht für sich allein kämpft. Für ihn gehören Liebe und Leben eng zueinander. Während Liebe für ihn Verbundenheit bedeutet, vervollständigt er den Satz: „Leben ist ...?“, mit den Worten: „... die Kunst sich durch den Alltag zu kämpfen. Aufgeben ist keine Option. Mund abputzen und weitermachen!“ Valentin hat den Krebs besiegt und blickt optimistisch in die Zukunft. Seine Erkrankung hat auch seine Ziele im Leben verändert.

Anfang Oktober fängt er ein Studium an der Medizinischen Hochschule Hannover an. Seine Präferenz liegt dabei auf der Krebsstation. „Ich will helfen. Ich durfte erfahren, wie mir das Leben gerettet wurde und das möchte ich weitergeben!“

In Deutschland leben ca. 50.000 Kinder, Jugendliche sowie junge Erwachsene mit einer unheilbaren Erkrankung. Annette Seydlitz hat es sich zur Aufgabe gemacht, Fälle wie Valentin zu betreuen und zu begleiten. Für sie bedeutet Liebe nicht allein zu sein und deshalb gründete sie 2011 den Verein MOKI – Mobiles Kinder- und Jugendhospiz e. V. in Hannover. Ihre Intention ist es, Familien Hoffnung und Kraft zu spenden. Dabei möchte sie vor allem Kinder und Jugendliche durch den Alltag begleiten und Eltern kleine Auszeiten ermöglichen. Dazu betont Seydlitz: „Geliebt zu werden und zu leben ist ein Geschenk. Wenn beides zusammenkommt, ist es das Schönste.“

L(i)ebe! – Zwei Wörter, die zusammengehören und doch nicht immer zusammen sein können. Besonders, wenn es im Leben bergab geht, ist Liebe das, was den Menschen aus schwierigen Situationen heraushilft. Liebe zeigt, dass man nicht allein ist auf dieser Welt.

Celina Lein



Liebe ist, nicht allein zu sein!

FOTO: JULIA WOLLEN



„In einer Familie zählt nur, dass man liebt und geliebt wird“

Blutsverwandtschaft macht keine Familie aus! Oder? Bernd H*, alleinerziehender Vater, und George Benneh-Mensah, Sohn einer Stammesfamilie aus Ghana, berichten, was Familie trotz ihrer schockierenden Erlebnisse für sie bedeutet.

FOTO: JULIA WOLLEN

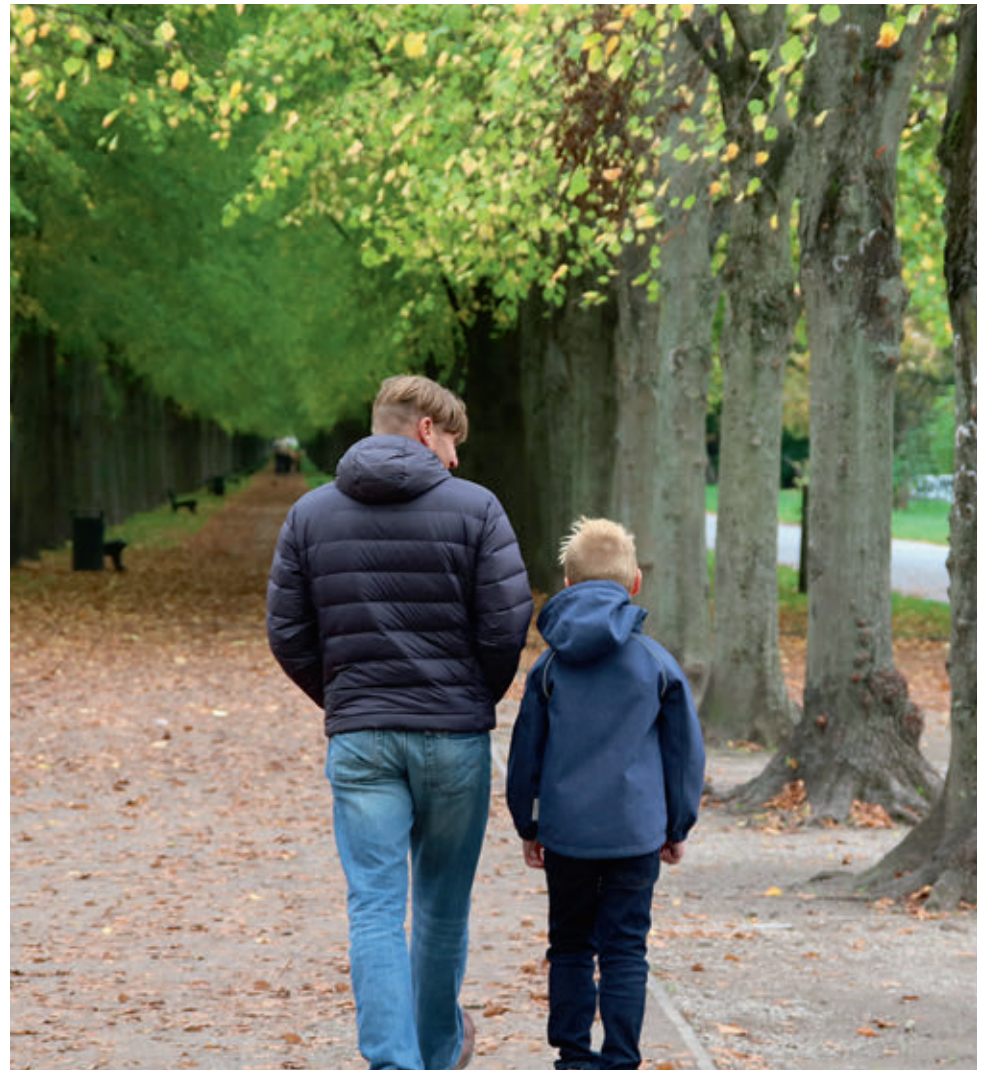


FOTO: JULIA WOLLEN

Zusammenhalt und Liebe: Das ist alles in einer Familie.

„Es war ein absoluter Schock. Für mich brach die Welt zusammen“, sagt Bernd H. heute. „Ich wusste nicht mehr, was richtig und falsch ist.“ Durch einen Zufall erfuhr er, dass Sohn Christoph* nicht sein leibliches Kind ist. Konnte er den Jungen jetzt noch so lieben wie zuvor? Eine Frage, die nur schwer zu beantworten war.

Als Christoph noch im Kindergarten war, entschied sich seine Mutter, umzuziehen. Schnell waren sich die Eltern einig, dass der Junge nicht aus seinem gewohnten Umfeld herausgerissen werden sollte. So blieb er bei Vater Bernd. Heute ist Christoph 16 Jahre alt und sowohl er als auch Bernd sind besonders stolz auf ihr enges Vater-Sohn-Verhältnis. „Ich habe lange überlegt und mich dann gefragt, was der Junge dazu kann. Er liebt mich und ich liebe ihn. Er ist mein Sohn und ich bin sein Vater. Daher gab es nur eine richtige Entscheidung und die habe ich getroffen“, erläutert er voller Stolz.

Er betont aber auch, wie dankbar er für die Unterstützung seiner Eltern sei. „Sie haben Christoph mit großgezo-

gen und sind wunderbare Großeltern.“ Zusammenhalt bedeutet dieser Familie viel: „Zusammenhalt ist alles. In einer Familie zählt nur, dass man liebt und geliebt wird.“

Aus einer ganz anderen Konstellation kommt George Benneh-Mensah, der bis zum 15. Lebensjahr bei seiner Oma in einem Dorf in Ghana aufwuchs. Heute ist George 34 Jahre alt, lebt in Hannover und ist Elektriker. Seine Eltern kannte er zunächst nicht. Sie waren fortgegangen. „Ich habe nie gefragt, wo sie sind, weil ich es nicht anders kannte“, erzählt er. Viele Ghanaer ziehe es nach Europa, um dort Karriere zu machen und mit einer Überraschung zurückzukehren, erklärt George. Meist handle es sich dabei um Geld für einen Hausbau.

1997 kehrten seine Eltern nach Ghana zurück. Als Fremde begegneten sie ihrem Sohn, den sie mit nach Deutschland nehmen wollten. Ohne jegliche Kenntnisse über seine Eltern landete George als Teenager in Hannover. „Es war alles befremdlich und alles, was mein Vater zu mir sagte, war: ‚George, du bist jetzt am Ende der Welt. Wenn

du es hier nicht schaffst, dann nirgendwo.“ Eine enge Vater-Sohn-Beziehung sei nie entstanden: „Meine Eltern waren immer arbeiten. ‚Durch die Schule hast du mehr Chancen als ich. Ich kann nichts mehr für dich tun‘, sagte mein Vater immer.“

Nach einigen Startschwierigkeiten in der Schule landete George in einem Elektromeisterbetrieb, wo er erfolgreich eine Ausbildung absolvierte. Gibt es auch bei George Familienliebe? „Bei uns kann jeder dein Bruder sein. Wir helfen uns gegenseitig, so wie es in unserer Stammesfamilie üblich ist.“ Gene zählen also nicht – nur Liebe und Zusammenhalt. Oder?

Tullio Puoti

*Namen von der Redaktion geändert



FOTO: JULIA WOLLEN



Hin- und Hergereist

Kurt Tucholsky sagte, Reisen sei die Sehnsucht nach dem Leben. So viel wie wir reisen, scheinen wir es dem Leben sogar gleichgesetzt zu haben. Gepackt von Fernweh und Entdeckerlust erkunden wir eifrig die Welt. Aber was ist es, das uns in die Ferne zieht? Und wie wirken sich unsere Reisen auf die Welt in und um uns aus?



FOTO: NADINE MARGANE

Sie ist schon beeindruckend, unsere Erde. So schön beim Blick auf unendlich wirkende Landschaften und doch irgendwie so verstörend und brutal an manchen Orten. Wenn wir reisen, nehmen wir all das oft viel intensiver wahr als zu Hause. Es ändert sich der Blick auf die Welt, wenn die gewohnten Perspektiven verlassen werden. Unvermeidbar verlässt der abenteuerliebende Reisende seine Komfortzone, blickt über den Tellerrand auf neue Horizonte. Er übt sich nicht nur in der Toleranz anderen Menschen und Kulturen gegenüber, sondern lernt, dankbar zu sein. Er modifiziert, reformiert sich, steht auf eigenen Beinen, nimmt das Leben in die eigene Hand.

Auf Reisen suchen wir nach Inspiration, nach dem Feuer in uns. Ein Japaner sagte einmal zu mir: „Ist es nicht das, weswegen wir reisen? Um etwas zu finden, für das wir kämpfen wollen, etwas, das unsere Seele verbrennt, wenn wir es nicht tun?“

Wenn wir wirklich reisen, und nicht nur Urlaub im Luxushotel machen, blicken wir hinter die Kulissen anderer Lebensformen. Wie leben die Menschen an uns fremden Orten der Welt? Wie möchte ich selbst leben? Wir lernen, uns zu vertrauen, zu orientieren, zu entscheiden.

Leider hat diese Liebe auch einen unangenehmen Beigeschmack, den wir oft zu wenig hinterfragen. Nico Paech, Volkswirt und Umweltökonom, beantwortet in einem DLF- Gespräch mit Autor Matthias Politicky die Frage danach, ob wir reisen müssen mit einem klaren: „Nein, wir müssen nicht nur nicht reisen, sondern wir dürfen möglicherweise auch gar nicht mehr reisen.“ Autsch. Und warum? Weil wir vor allem mit unseren Fernreisen und touristischen Eingriffen vor Ort mehr Beitrag zum Klimawandel und zu globaler Ungleichheit leisten, als wir zu glauben scheinen.

Hier kollidieren Fernweh und Reisefieber mit der Verantwortung unserer Umwelt gegenüber. Hier sind wir hin- und hergerissen zwischen reisen oder bleiben. Vielleicht erübrigt sich die Frage danach, ob wir reisen wollen. Aber um den beißenden Beigeschmack unserer Reiseliebe zu entschärfen, sind wir gezwungen, intensiver zu untersuchen, wohin und wie wir reisen wollen. Schließlich lieben wir es doch so sehr, weil wir die Welt lieben.

Thea Marie Klinger



Weite Landschaft und Inspiration auf neuen Wegen – das Fernweh ruft.

Wo die Liebe hinfliegt

Das gewohnte Leben für die große Liebe aufgeben – Traum oder doch Albtraum? Für den 23 – jährigen Finn Moritz ist es Wirklichkeit geworden. Er zog für die Liebe nach Costa Rica und muss sich nun einigen Herausforderungen stellen.



FOTO: SVEN KAUFMANN

Das tägliche Telefonieren ist momentan für den Deutschen Finn und seine costa-ricanische Freundin Mari die einzige Möglichkeit, Zeit miteinander zu verbringen.

Ein verliebtes Paar genießt Arm in Arm den Ausblick auf Machu Picchu, die alte Inkastadt in den peruanischen Alpen. Für Finn und seine costa-ricanische Freundin Mari Ortega Mora ist es der magische Höhepunkt einer Reise, die für beide alles verändern wird. Einer Reise, die auf einer spanischen Sprachschule in Alicante begann.

Den Entschluss, sein Tourismusstudium und sein Leben in der Heimat aufzugeben, fasste Finn nach eben jenem Auslandsjahr: „In Deutschland war alles immer das Gleiche, und ich hab Mari ziemlich vermisst. Costa Rica war schon immer mein Traum – da habe ich mich entschieden, zu ihr zu ziehen.“ In der neuen Heimat traf er die Eltern seiner Freundin. Der Vater der drei Jahre älteren Mari sah das neue deutsche Familienmitglied anfangs kritisch. Selbst das Schlafen in einem gemeinsamen Bett untersagte er. Es sei üblich in Lateinamerika, die Tochter

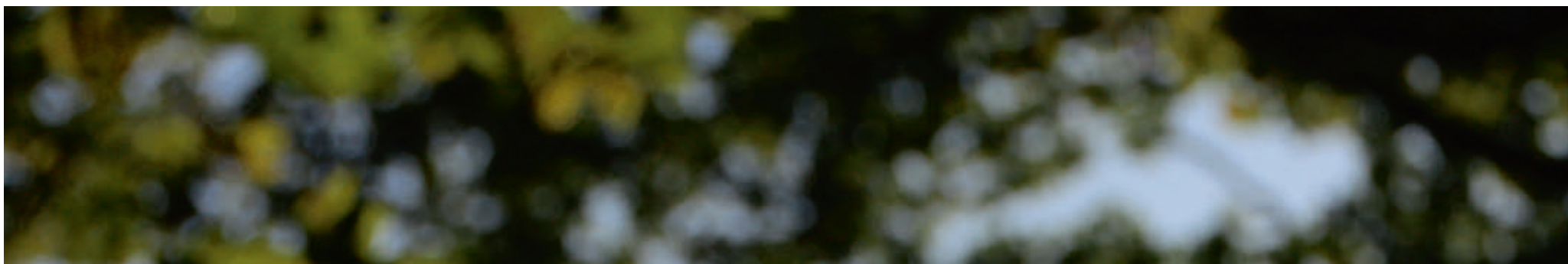
mit einem deutlich älteren Mann zu verheiraten, der ihr sichere Verhältnisse bieten kann.

Dank seiner Spanischkenntnisse aus Alicante überzeugte Finn den Vater in einem Gespräch von seiner Vision: „Mein absoluter Traum ist es, mein Studium zu beenden und in Costa Rica eine Lodge aufzubauen. Maris Vater hat sogar ein Stück Regenwald für mich.“

Eine genauere Vorstellung der Zukunft hat der junge Deutsche jedoch nicht. Nur, dass er seine Familie in Deutschland besuchen möchte, steht für ihn fest. Ob seine Freundin mitkommt, und ob er dann sein Studium abschließt, weiß er noch nicht. Denn bevor er sich mit seiner Zukunft beschäftigt, packte Finn wieder die Reiselust. Während Mari ihr Studium fortsetzt, bereist ihr Partner nun das mehr als 17.000 Kilometer entfernte Kambodscha.

Danach möchte er sich Indonesien und Neuseeland ansehen. Erst dann wird mit seiner Partnerin und ihrer Familie über die Zukunft entschieden. „Hätte ich zu meiner deutschen Freundin gesagt, ich möchte für ein paar Monate nach Asien reisen, hätte das womöglich die Beziehung beendet. Meine Freundin besucht mich stattdessen einfach für einen Monat in Indonesien“, erklärt er. Diese Einstellung ist es, weshalb sich Finn in seiner Beziehung so wohlfühlt. Zuhause habe er oft das Gefühl gehabt, durch eine Beziehung eingengt zu werden. Deshalb wünscht er sich eine gemeinsame Zukunft, egal, wie das Gespräch nach seiner Rückkehr enden wird. Eine Zukunft mit vielen weiteren gemeinsamen Erlebnissen mit dem Menschen, den er liebt. Erlebnissen an Orten wie Machu Picchu.

Michel Genwo



Only God can judge me

Wir Menschen definieren Liebe in ganz unterschiedlichen Weisen. Für viele Menschen bedeutet Liebe: Zuneigung, Zusammenhalt, Familie, Leidenschaft und Sex. Aber für den einen oder anderen kann Liebe auch eine ganz andere Bedeutung haben.

„Grenzenlos, himmlisch, selbstlos und göttlich“, sind ebenfalls schöne Definitionen für die Liebe. Wie aber kann eine Liebe „göttlich“ sein? Vergöttere ich also meinen Partner?

Für die 26-jährige Ulrike Severin aus Berlin, bedeutet Liebe „ganz nah an Gottes Herzen zu leben, seine Gegenwart in meinem Leben zu spüren und auf sein Flüstern und seine Wegweisungen in meinem Leben zu hören“.

Unvorstellbar für viele von uns, doch für die gläubige Ulrike eines der schönsten Dinge in Ihrem Leben.

Um eine glückliche Beziehung führen zu können, um aufrichtig und bedingungslos geliebt zu werden, fehlt uns eigentlich nur der richtige Partner - denken wir.

Für Ulrike ist dieses ohne Gott gar nicht möglich: „Kommen wir als Paar nah an Gottes Herz, so wächst auch unsere Beziehung immer näher zusammen. Wir verstehen einander besser und können gemeinsam Kraft tanken für jeden neuen Tag - in seiner Liebe, in seiner Gegenwart. Es entsteht ein Bund, der stärker ist als jeder, der ihn zerstören möchte.“

Wir alle dürsten nach Liebe, Liebe ist ein wunderschönes, emotionales und mächtiges Thema. „Mächtig“, betont Nadine, sie ist genau wie Ulrike gläubig. Für sie heißt Gott - Allah.

„Meine Liebe zu Allah ist unendlich, ich würde Allah über jeden stellen. Er erfüllt mich, er ist für mich das Wichtigste in meinem Leben“, erzählt die 31-jährige Nadine Ramoo aus Braunschweig. Viele fragen sich immer,

FOTO: LENA GRASS



Liebe, die durchdringt und uns Geborgenheit schenkt.

ob es denn überhaupt einen Unterschied zwischen Gott und Allah gibt. „Gott ist überall. Gott hat keine Zeit, keinen Raum und keinen Ort. Natürlich ist er eins. Wir Muslime nennen Ihn Allah, es ist eine Übersetzung für Gott“, erklärt Nadine. Beide begehen ihre Liebe durch

das Beten zu Gott - Allah. Der einzige Unterschied ist, dass Nadine es nach ihrem Glauben 5mal am Tag ausführen soll und Ulrike es frei für sich entscheiden kann.

Von unserem Partner wünschen wir uns geliebt, umarmt und geküsst zu werden. Wir wollen einander vertrauen, zusammenhalten und das Gefühl ein Team zu sein.

Nadine und Ulrike sind sich einig: „Gott ist immer da. Gottes Liebe ist die einzige Liebe, die uns wirklich erfüllen kann, es gibt nichts was befreiender ist als seine Liebe zu spüren.“

Jeder Mensch kann diese Liebe spüren, glaubt Ulrike: „Ich spreche mit Ihm, wie mit einem besten Freund, dem ich meine Ängste und Sorgen anvertraue. Ich öffne mein Herz für sein Wirken.“ Nadine betont: „Wer nach Gott fragt, bekommt auch eine Antwort. Wer die Liebe spüren will, muss sich nur damit beschäftigen und ihn in sein Herz lassen“.

Liebe ist eine Entscheidung, einen befreienden Bund einzugehen, der voller Überraschungen steckt und uns durch schwierige Zeiten trägt.

Die Menschheit soll sich nicht gegenseitig richten und anfangen zu urteilen, dies ist nicht Gottes Wille, denn „Only God can judge me“, betont Ulrike.

Ann-Kathrin Voges

„Ihre Angst ist seine Waffe“

„Ich ertrage das SMS-Signal meines Handys nicht mehr. Jedes Mal, wenn eine Mitteilung eingeht, zucke ich zusammen, als wäre neben mir eine Granate eingeschlagen. Jedes Mal, wenn ich das Anrufsignal höre, bricht mir der Angstschweiß aus allen Poren.“

Die 39-jährige Ingrid Beck ist in einer jungen Beziehung. Über ein Online-Portal hat sie ihren Partner kennengelernt. Doch bereits nach drei Wochen wird Beck misstrauisch: ihr neuer Freund wird zunehmend eifersüchtig, verbietet ihr den Kontakt mit anderen Männern. Ihren Freunden, Kollegen, sogar dem Postboten. „Ich wollte ihn verstehen und ihm zeigen, dass er mir vertrauen kann“, erinnert sich Beck. Trotzdem wird die Beziehung immer unangenehmer. „Er wollte, dass ich zu ihm ziehe, wenn ich nicht bei ihm sei, würde er sich etwas antun.“ Beck versucht die Beziehung zu beenden, doch ihr Partner kann sie nicht gehen lassen. Liebesbotschaften per Post, SMS oder Telefonterror, zuhause und auf der Arbeit.

„Ich liebe Dich! Komm zurück zu mir! Vermisse Dich schrecklich! Du liebst mich doch auch! Das weißt Du! Gib uns endlich die Chance! Bussi!“

Beck sucht Hilfe bei der Polizei und erstattet Anzeige gegen ihren Partner. Er kündigt an, sich in ihrem Mietshaus umzubringen und sie in seinem Abschiedsbrief dafür verantwortlich zu machen. Eine Schuld, mit der Beck nicht leben will. Sie hat Angstzustände, fürchtet sich vor ihrem Stalker und davor, was er ihr antun könnte. Aus Todesangst traut sie sich schließlich nicht mehr in ihre Wohnung und übernachtet bei Bekannten. Erst als sie weiß, dass ihr Stalker verhaftet wurde, schafft sie es, sich langsam aus der Opferrolle zu befreien. Das war 2008.

Heute betreibt Ingrid Beck eine Internetseite, auf der Stalkingopfer Unterstützung finden können. „2008 gab

es noch sehr wenig zu diesem Thema im Internet“, erklärt sie die Gründung der Initiative „Gemeinsam gegen Stalking“. Rund 1000 Aufrufe habe die Seite pro Monat. Das Wichtigste sei es, den Opfern zu vermitteln, dass sie nicht allein sind und sie an die Polizei oder einen Therapeuten weiter zu vermitteln. 85 Prozent der Opfer seien Frauen, viele von ihnen wirken selbstbewusst und stehen fest im Beruf. Trotzdem gäbe es bei den meisten einen wunden Punkt in der Vergangenheit, wie beispielsweise eine Scheidung oder ein Erlebnis in der Kindheit, an dem der Täter ansetzt. Dies bestätigt auch Jörg Lutzke. Der Diplom-Psychologe aus Hannover erklärt außerdem, dass viele Täter nicht unter einer psychischen Erkrankung leiden, aber häufig Verlustängste und Vertrauensprobleme in eine Beziehung bringen.

2016 gab es in Niedersachsen 1930 Fälle von Nachstellung, die bei der Polizei eingegangen sind. Die Dunkelziffer von Opfern liegt vermutlich aber wesentlich höher.

Maren Dickmann

FOTO: NADINE MARGANE



Stalking ist eine Straftat und kann mit mehreren Jahren Haft bestraft werden.



Und sie lebten glücklich...

Dating war noch nie so einfach, Beziehung war noch nie so schwierig. Millionen von Menschen fühlen sich gefangen in der „Friendzone“. Dabei zeigt Hollywood doch, wie man aus Freunden mehr macht.

Ich wurde einmal gefragt, wie man seiner besten Freundin die Liebe gestehen sollte. Wegen meiner guten Erziehung, durch Filme und Serien, wusste ich sofort die richtige Antwort: mit einer Boombox, oder heutzutage einfach einem Handy mit Boxen, vor das Schlafzimmerfenster stellen: Dann auf voller Lautstärke Liebeslieder durch die Nachbarschaft schallen lassen.

Die Antwort gefiel dem verliebten Freund nicht, denn er hatte spontan keine Boombox und auch keine Handyboxen.

Wie sollte er ihr also klarmachen, dass die Beiden füreinander bestimmt waren?

Wir entschieden uns, Glückskekse zu backen und mit Liebesbotschaften zu füllen. Wie in den realistischen Liebesfilmen unserer Teeniejahre haben wir uns beim Backen mit Mehl bekleckert, Teig gegessen und dann geübt, wie er romantisch die Kekse übergeben kann. Nicht wie im Film, hat sie seine Avancen abgelehnt, und die beiden sind stattdessen Freunde geblieben.

Wir waren uns nicht ganz sicher, was das Problem war. Vielleicht war mein Freund nur falsch gecasted. Man hätte ihn beim Abgeben der Kekse durch Ryan Gosling austauschen sollen. Und seine Herzdame auch. Überhaupt, in einer perfekten Welt wären wir alle Ryan Gosling und würden uns im Regen gegenseitig fragen, was wir wollen. Auf jeden Fall sollten wir nicht wir selbst sein.

Deniz Starre



FOTO: SVEN KAUFMANN

Ein Verliebter versucht, im echten Leben mit einer Boombox zu punkten.

Wenn Eltern über Kinder fliegen

„Stefanie, hast du deinen Studentenausweis eingesteckt? Denk daran, der ist ab morgen deine Fahrkarte.“ „Ja, Papa, habe ich gemacht!“ 30 Minuten später: „Stefanie, wann musst du morgen los?“ „Mama, das habe ich dir vorhin schon gesagt!“ Jaja, so sind sie, die Helikopter-Eltern.



FOTO: SVEN KAUFMANN

Fürsorge oder Kontrolle? Eltern überwachen die Hausaufgaben des eigenen Sprösslings mit Argusaugen.

Kommt dir das bekannt vor? Stefanie erlebt das täglich! Ihre Eltern sind Helikopter-Eltern. Tag ein, Tag aus schweben sie wie eine Drohne über ihrem Leben, auf der Suche nach eventuellen Gefahren, um diese schnellstmöglich beseitigen zu können.

„Sie hat aber sehr fürsorgliche Eltern“, würdest du jetzt vielleicht sagen. Aber: Ist diese Erziehung noch fürsorglich oder schon Kontrollzwang? Viel-

doch mal an etwas nicht denkt, bekommt sie oft ein schlechtes Gewissen.

Jedenfalls kann Stefanie zu 100 Prozent sagen, dass ihr die Helikopter-Erziehung nicht geschadet, sondern immer das Gefühl gegeben hat, beschützt und geliebt zu sein. Sie hatte schon viele Diskussionen mit ihren Eltern über deren Erziehungsstil. Wie oft hat sie ihnen schon gesagt, dass die ständige Beobachtung einfach nervt? Daher auch Ste-

„Sprecht offen mit eurer Mutter und eurem Vater über deren Erziehungsstil – und findet gemeinsame Lösungen.“

leicht bist du auch der Meinung, dass ihre Eltern verrückt sind – und sie ihr Leben selber leben muss. Was meinst du, wie oft sie das schon gehört hat?

Stefanie nervt es am meisten, wenn ihre Eltern sie dauernd kontrollieren. Natürlich meinen sie es nur gut, sie handeln aus großer Liebe, möchten an ihrem Leben teilhaben. Viele ihrer Freunde sagen, dass Stefanie nie erwachsen werde. Sie findet es allerdings besser, vor Fehlern gewarnt zu werden, als diese zu machen und dann mit den Konsequenzen leben zu müssen.

Fakt ist: Stefanie und ihre Eltern haben eine sehr enge Beziehung. Und vielleicht klappt es mit der Kontrolle auch deswegen so gut. Fest steht auch: Dadurch, dass Stefanie permanent an Dinge erinnert wird, kann sie praktisch nichts vergessen. Wenn sie dann aber

fanies Tipp an euch: Sprecht offen mit eurer Mutter und eurem Vater über deren Erziehungsstil – und findet gemeinsame Lösungen. Stefanie hat mit ihren Eltern zum Beispiel ausgemacht, dass diese klopfen müssen, bevor sie ihr Zimmer betreten.

Im Endeffekt ist Stefanie der Meinung, dass sie mit dem Erziehungsstil ihrer Eltern zufrieden ist. Ihre Kinder würde sie deshalb genauso erziehen. Und mal ehrlich: Letztlich ist es doch egal, welche Erziehungsmethode die Eltern anwenden. Solange sie ihren Kindern Liebe und Geborgenheit schenken, ist doch alles gut. Oder?

Valerie Kruse



„Du Hurensohn, ich bring dich um!“

Daniel Vrielink ist Schiedsrichter. Er leitet Fußballspiele der unteren Amateurligen im Raum Osnabrück – und das seit fast 17 Jahren. Vor seiner Laufbahn als Unparteiischer spielte er selbst aktiv auf Bezirksebene, privat sympathisiert er mit den Münchner Bayern. Doch ein Vorfall während eines Spiels in der dritten Kreisklasse ändert seine gewöhnliche Biografie.

Ein Samstag im September 2012. Vrielink leitet wie schon unzählige Male zuvor ein Spiel in der Kreisklasse. Bereits mit 16 Jahren, als er noch selbst gegen das runde Leder trat, ließ er sich inspirieren. „Damals in der B-Jugend waren Mannschaftskollegen von mir schon Schiedsrichter und ich hatte mir das immer spannend vorgestellt. Also wollte ich das dann auch machen“, erklärt der 33-Jährige.

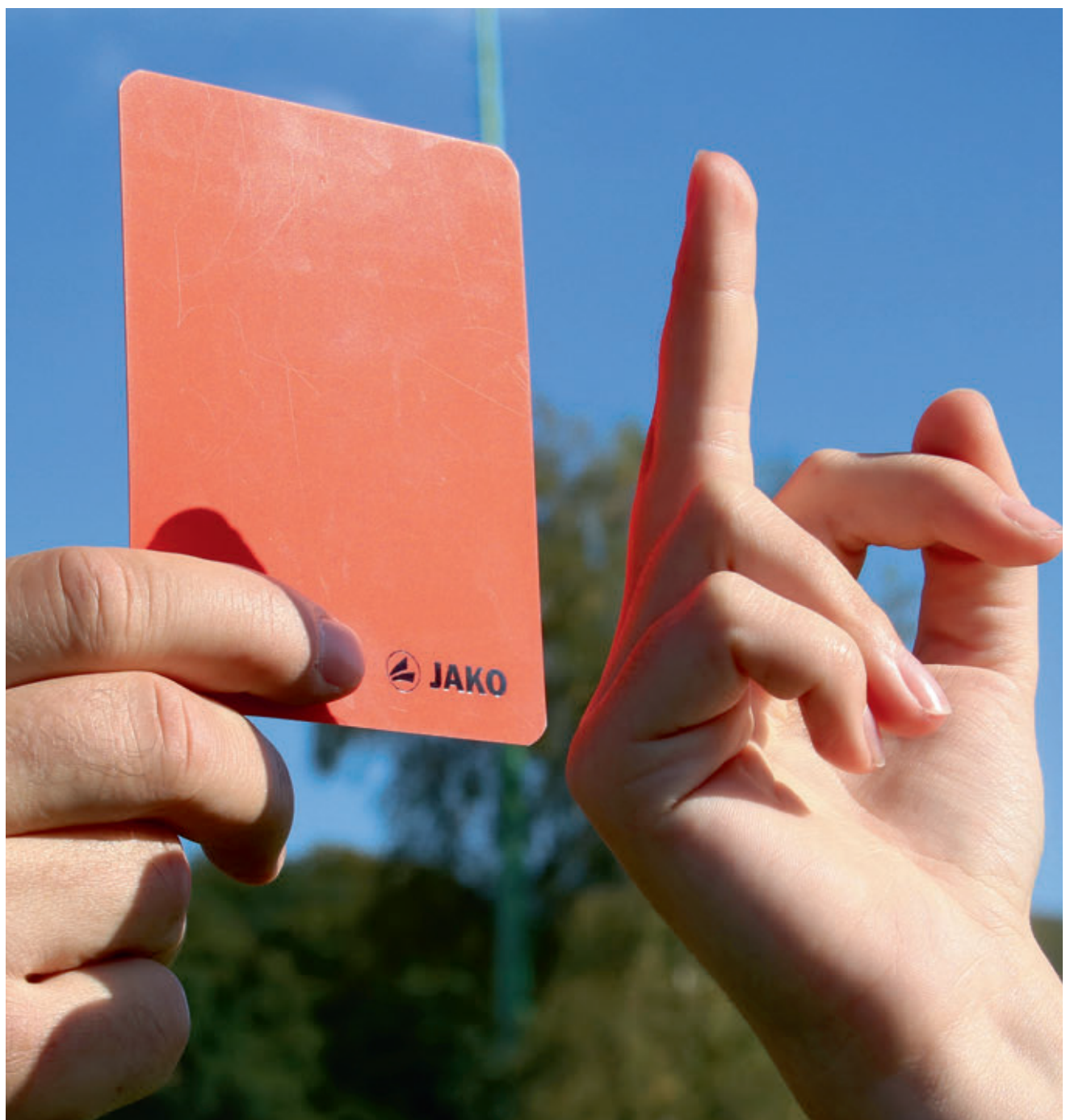
Es läuft die 84. Spielminute. Beim Stand von 2:2 entscheidet Vrielink im Strafraum auf einen indirekten Freistoß für die Heimmannschaft. Der Ball liegt nun zwölf Meter vor dem Tor und muss per Pfiff durch den Schiedsrichter wieder freigegeben werden, das sagt die Regel. Die Verteidiger stellen sich zur Mauer auf, die Stürmer der Heimmannschaft mischen sich in die Menschenkette. Es wird geschoben und gedrückt, gerangelt und gezerrt. Daniel Vrielink pfeift doppelt, um die Situation zu beruhigen.

Das Spiel ist erneut unterbrochen, was den bereits verwornten Gästetorwart stört. „Was ist das für ein Scheiß?“, ruft er in Richtung des Unparteiischen. Die Konsequenz: Eine zweite gelbe Karte und somit Platzverweis für den Keeper, der die Fassung verliert und auf Daniel Vrielink zurennt. Der Schiedsrichter dreht sich reflexartig zur Seite, kann aber nicht verhindern, dass der Torwart ihn mit einem Schlag auf das linke Ohr und einem weiteren auf den Hinterkopf trifft. „Daraufhin brach Tumult auf dem Spielfeld aus. Der Torwart war absolut nicht zu beruhigen, drei Mitspieler mussten ihn zurückhalten. Er trat mir noch einmal vor das Schienbein und drohte mir mit den Worten: ‚Du Hurensohn, ich bring dich um!‘“, schildert Vrielink.

Zuschauer rennen auf den Platz, um zu deeskalieren. Die Polizei wird gerufen. Vrielink erstattet eine Anzeige wegen Körperverletzung und erhält eine Schmerzensgeldzahlung. Sein Arzt wird später einen Tinnitus, eine Gehirnerschütterung, einen Hörsturz und Prellungen am Hinterkopf und dem Schienbein diagnostizieren; das Resultat eines Schiedsrichter-Pfiffes in der untersten Amateurliga. Daniel Vrielink hat Glück, dass er nur drei Wochen arbeitsunfähig sein wird und gibt zu: „Ich habe wirklich hinterfragt, wofür ich das eigentlich mache, und war kurz davor, einfach aufzuhören.“

Doch er hört nicht auf. Er will den jungen Schiedsrichterassistenten, die ihn regelmäßig bei Spielen begleiten, ein Vorbild sein und macht ihnen Mut: „Wenn es irgendwo Ärger gibt, das sind so Sachen, die festigen einen im Leben. Das festigt den Charakter.“

Diese Lebensweisheiten sind dem gebürtigen Oeseder durchaus abzukaufen, schließlich kennt er auch die andere Seite der Medaille. Mit seiner vierten Herrenmannschaft aus Kloster Oesede geht er als Trainer in die dritte Saison. Dort predigt er in der Kabine vor den Spielen einen fairen Umgang mit den Unparteiischen: „Ich sage meinen Jungs ganz klar, in welche Richtung es geht. Unser Kapitän ist der einzige Spieler auf dem Platz, der mit dem Schiedsrichter sprechen darf.“



FOTOT: MAXI HEISE

Die rote Karte und der damit verbundene Platzverweis sind oft der Auslöser für Hass gegen Schiedsrichter.

Zwar sei er selbst nicht immer glücklich mit der Leistung der Schiedsrichterkollegen, doch weil er sich in deren Köpfe hineinversetzen kann, übe er niemals Kritik aus der Emotion heraus – oder empfinde gar Hass. „Wenn ich mit einer Schiedsrichterleistung nicht zufrieden bin, gehe ich nach dem Spiel einfach. Ich fange nicht an, zu diskutieren, weil es Kollegen von mir sind. Ich spreche vielleicht

ein paar Tage später mit denen darüber“, so Vrielink.

Das akute Nachwuchsproblem im Kreise der Schiedsrichter kann er nachvollziehen: „Ich kann die Jungs verstehen heutzutage. Wer will sich den Stress noch antun? Du bist auf gut Deutsch gesagt immer das Arschloch auf dem Platz. Du kannst es als Schiedsrichter nie beiden Mannschaften recht machen.“

Lukas Tappmeyer



Hass

ein (un)scheinbarer Nachbar





Maximilian Baumgart, Wichard Pauls



„Du dumme Beauty-Fotze“

Hasskommentare im Internet betreffen besonders Personen des öffentlichen Lebens. Die YouTuberin Ema Louise erhält täglich beleidigende Nachrichten und Kommentare. Sie berichtet von ihren negativen Erfahrungen mit persönlichen Angriffen im Netz.

Das Video ist fertig gedreht und bereit zum Hochladen. Ein kurzes Zögern. Dann drückt Ema Louise den Upload-Button und ihre 500.000 Abonnenten erhalten eine Mitteilung auf dem Smartphone, dass die YouTuberin gerade ein neues Video ins Netz gestellt hat.

Seit über fünf Jahren betreibt Ema Louise ihren gleichnamigen YouTube-Kanal. Ihre Themen drehen sich um Beauty-, Mode- und Lifestyletipps, während sie auf ihrem Zweitkanal „emaslife“ ihre Zuschauer in ihren Alltag und hinter die Kulissen von großen Events mitnimmt.

Lina: „Du bist so dünn, du solltest deine Sachen lieber in der Kinderabteilung kaufen.“

Ihre Videos werden tausendfach geklickt, geteilt und kommentiert. Die Reaktionen ihrer Zuschauer seien oft sehr verschieden, erzählt sie. Neben den vielen schönen gebe es auch einige sehr verletzende Kommentare: „Wozu zeigst du andauernd deinen nicht vorhandenen Arsch in die Kamera?“, schreibt ein Zuschauer unter ein Bild von Ema Louise im Bikini am Strand.

In ihrer Anfangszeit traf die 18-Jährige jeder dieser Kommentare sehr persönlich, erinnert sie sich: „Man nimmt sich das sehr zu Herzen und muss erst einmal lernen, damit umzugehen, dass fremde Menschen dir Hassnachrichten schreiben.“ Vor allem ihr junges Alter, ihr Aussehen und ihr Kleidungsstil waren Inhalt der fiesen Kommentare. Die Anfeindungen verunsicherten die damals 13-Jährige sehr und nagten an ihrem Selbstbewusstsein. Sie überlegte sogar, mit dem Bloggen aufzuhören.



FOTO: NICOLE MENZEL

Das Aussehen der Beauty-YouTuber wird oftmals in den Kommentaren bewertet.

Dann fängt Ema an, die Verfasser zu hinterfragen und macht zwei Hauptgründe für deren Hass aus: Langeweile und Neid. „Wenn die Leute sich den ganzen Tag mit Social Media beschäftigen und selbst ihr Leben nicht auf die Reihe bekommen, dann ist es diese Langeweile, die sich zu Neid entwickelt“, erklärt die Hannoveranerin. Sogar die persönlichen Profile schaut sie sich an, um die verachtenden Nachrichten verstehen zu können.

Martin: „Deine Art ist schrecklich. Wie kann man nur so eingebildet sein?“

Heute geht die frischgebackene Fachabiturientin anders mit „Hate Speech“ um. Selbstbewusst und mit Humor. Sie ist erstaunt darüber, dass sich Zuschauer die Zeit nehmen, um lange Kommentare zu schreiben, die ihrer Meinung nach meist sinnlos seien. „Ich schmunzle darüber, beachte sie nicht und versuche, mich auf die positiven Kommentare zu konzentrieren“, sagt Ema Louise. Eine härtere Bestrafung für hetzende Kommentare im Internet wünscht sich Ema Louise nicht. Das Gute am Internet sei, dass jeder offen seine Meinung kundtun kann und das solle auch so bleiben.

Louis Seufferth

Sie haben eine neue Nachricht: „Ich hasse dich“

Beleidigungen wie „Ich hasse dich“ oder „Du bist ganz schön fett geworden“ sind schnell getippt und gepostet. Besonders, weil die rechtlichen Konsequenzen von Cybermobbing schwindend gering sind. Fehlende Definitionen und Gesetze machen es den Tätern leicht.

Unter dem Deckmantel der Meinungsfreiheit trauen sich viele Nutzer, mehr oder weniger anonym, auf sozialen Internetplattformen Hasskommentare zu schreiben, die ihnen im realen Leben nicht über die Lippen gehen würden. Doch wo endet die eigene Meinung und wo beginnt Beleidigung?

Medienrechtsanwalt John R. erlebt, dass die Verfolgung von Cybermobbing schon an der Definition scheitert. Denn unter Hasskommentaren sammeln sich Texte mit rassistischem, sexistischem, antisemitischem, homophobem oder gewaltverherrlichendem Inhalt, der sich oftmals gegen eine Gruppierung wendet. Die oft getippte Beleidigung „Ich hasse dich“, wie zum Beispiel unter einem YouTube-Video der Bloggerin Ema Louise, zähle laut John R. noch zu freier Meinungsäußerung: „Da müsste man schon sagen ‚Du stinkst wie eine öffentliche Toilette und deswegen hasse ich dich‘, wodurch gezielt die Würde des Beleidigten angegriffen wird.“

Geschrieben werden kann so ein Kommentar schnell — nachverfolgt und bestraft dagegen eher weniger bis gar nicht. Täter unter 14 Jahren sind generell nicht strafmündig. Hier kann höchstens gegen die Verletzung der Aufsichtspflicht der Eltern geklagt werden, aber auch das sei laut John R. eher eine Sackgasse. Ein Gesetz gegen Cybermobbing gibt es nicht. Unter dem Begriff Cybermobbing versammeln sich jedoch Rechtsverstöße wie Beleidigung, Üble Nachrede oder Verleumdung. „Wenn überhaupt, wird es auf eine Geldstrafe hinauslaufen“, so der Anwalt.

Bis zu diesem Schritt kommt es jedoch selten. Die Ursachen hierfür liegen zum Teil auch im Ausland. „Mit ausländischen Unternehmen habe ich keine guten Erfahrungen gemacht. Selbst wenn man eine Klage erwirkt, kann man diese teilweise nicht oder nur erschwert vollstrecken, wenn das Unternehmen keinen Sitz in Deutschland hat. In diesem Fall ist unser Recht ein stumpfes Schwert.“

Zwar ist es auf Plattformen wie YouTube möglich, unliebsame Kommentare zu löschen. Für viele YouTuber, die gerne im engen Austausch mit ihrer Community stehen, ist dies jedoch keine Option, da für sie jede Form des Feedbacks zählt. Bekannte YouTuberinnen wie Shirin David haben ihre eigene Art des Umgangs mit Hasskommentaren gefunden. In Videos mit Titeln wie „Ich kommentiere meine Haterkommentare“ zeigen sie, wie sie auf humorvolle Art und Weise den Hasskommentaren entgegen-

gewirken. Über Kommentare wie „Was ist das denn für ein Clown? 7kg Schminke, Nuttennägel“ kann Shirin David in ihrem über 4,5 Millionen Mal aufgerufenen Video nur lachen. Denn einen solchen Kommentar nicht ernst zu nehmen, ist der beste Umgang.

Cathleen Stegmann



FOTO: NICOLE MENZEL

Den Hasskommentaren ausgesetzt – in dieser Situation wissen die Opfer oftmals nicht, wie sie sich wehren können.



„Ich kämpfte gegen mich selbst“

Eine ehemals Magersüchtige erzählt vom Feind im eigenen Körper und dem Weg zurück ins Leben.

Vor der Magersucht war ich sportlich, ehrgeizig und führte ein unbeschwertes Leben. Essen war nie ein Problem. Ich aß das, worauf ich gerade Hunger hatte. Mit 16 Jahren fing ich an, mich in meinem Körper unwohl zu fühlen und ihn wegen vermeintlicher Problemzonen zu hassen. Der Wunsch nach Veränderung wurde zu einem Zwang. Jeden Tag musste ich Sport machen und mich diszipliniert ernähren, ansonsten fühlte ich mich wie eine Versagerin. Ich sah überall nur noch Werbung für Diäten, meine Gedanken kreisten ständig um mein Gewicht. Stundenlang suchte ich im Internet nach Tipps zum Abnehmen und holte mir Inspiration durch Zitate und Fotos von superschlanken Bloggern. Ich verbot mir viele Lebensmittel und reduzierte meine Mahlzeiten. Ich brauchte die ständige Kontrolle.

Die ersten Erfolge fühlten sich großartig an. Die Bewunderung von Freunden und Bekannten bestärkte mich. Nach einem Jahr hatte ich mein Normalgewicht halbiert, dabei schleichend meine Kraft und Persönlichkeit an die Anorexie verloren. Gesteuert wurde ich von einer Stimme im Kopf, die immer energischer wurde. Sie begleitete mich. Und ich hielt mich an ihr fest. Sie war immer an meiner Seite und die einzige, die mich unterstützte – dachte ich zumindest.

Meine Waage war dabei Freund und Feind zugleich. In der schlimmsten Zeit wog ich mich mehr als fünfmal am Tag. Mein Selbstbild veränderte sich extrem. Ich hasste meinen Körper, weil er nicht meinen unrealistischen Vorbildern entsprach, und ich bestrafte ihn, indem ich nichts aß. Nur dann belohnte die

Stimme mich mit Schweigen. Aß ich doch, hasste ich mich noch mehr – eine Todesspirale.

Nach einem Jahr war ich am Tiefpunkt angelangt. Ich war kraftlos, ruhelos und hasserfüllt. Alles fiel mir schwer. Morgens war mir schwindelig. Tagsüber fror ich und konnte nur daran denken, nichts zu essen. Ich versank in meiner eigenen Welt und reagierte auf Kleinigkeiten gereizt. Meine Freunde wandten sich von mir ab. Abends taten mir die Knochen weh. Schlafen konnte ich nicht – aus Angst zu schwach zum Aufwachen zu sein. Oft habe ich davon geträumt wie ich vor Schwäche zusammenbrechen würde, um dann vom Essen gerettet zu werden.

Eines Morgens schaffte ich es nicht mehr. Mir wurde heiß und es wurde dunkel. Ich hatte Todesangst. Mein einziger Gedanke war: Ich will leben! Durch eine Therapie fasste ich wieder Vertrauen zu meinem Körper und lernte, dass ich all meine Wut und Trauer an mir selbst ausließ. Das Hungern war nur das Druckventil. Der Kampf gegen die Stimme war am schwersten. Aber ich erkannte, dass sie meine Feindin ist. Durch die schwere Zeit habe ich gelernt, wie wichtig es ist, Probleme Wut und Hass niemals auf den eigenen Körper zu projizieren. Man kämpft gegen sich selbst und diesen Kampf wird man verlieren.

Aufgezeichnet von Annika Brescher



FOTO: JULIA MALIK

Für Magersüchtige besonders schwer: das gemeinsame Essen mit Freunden oder der Familie.

„Mein Gott, als hättest du Kalorien-Asperger“

Netflix wagt sich mit dem Film „To the Bone“ an das sensible Thema Anorexie. Aber wie wirklichkeitsnah ist die Story? Und kann zu viel Realitätsnähe gefährlich werden?



FOTO: JULIA MALIK

„To The Bone“ schockt mit ehrlichen Bildern und befremdlichen Wahrheiten.

„Magersucht gibt einem Patienten die Kontrolle zurück. Die Krankheit wird zur besten Freundin, die einen beschützt und für einen da ist“, sagt Kinder- und Jugendpsychologin Birgit Merkel. Ellen, die Hauptprotagonistin des Filmes „To the Bone“, sehnt sich ebenfalls nach Kontrolle. Die chaotische Familiensituation steht dabei im Mittelpunkt. Vor allem sind es Kosten für Ellens gescheiterte Therapien und das egoistische Verhalten der Mutter, die Ellen zurückließ. „Es tut mir leid! Ich bin ein Problem!“, sagt Ellen. Doch damit nicht genug: Ellen betrieb einen Blog, in dem sie ihre Zeichnungen, die ihre Krankheit und Erfahrungen thematisieren, veröffentlichte. Ein Fan beging Selbstmord und machte Ellen dafür verantwortlich. „Ich habe sie satt! Die Probleme! Nur reden hilft nicht“, meint Ellen.

Verunsicherung und Schuldgefühle sind nicht kontrollierbar – doch der eigene Körper schon. Es ist einfach für Ellen: Sie rennt zum Restaurant, macht andauernd Sit-Ups und vermeidet feste Nahrung. Birgit Merkel bestätigt die Richtigkeit der Szenen: „Das ist total normal! Die Hyperaktivität ist ein Kriterium der Magersucht.“ Was für andere befremdlich wirkt, löst bei Ellen Euphorie aus. Als sie ihren

Oberarm endlich mit der Hand umfassen kann, lächelt sie. „Die Kontrolle über den eigenen Körper löst Glücksgefühle aus. Dieses Gefühl: Ich löse damit meine Probleme“, so Birgit Merkel. Ein Trugschluss, denn Ellen schlittert immer tiefer in den Teufelskreis – und vergisst dabei alles um sich herum.

Das bekommen besonders ihre Mitmenschen zu spüren. Zum Beispiel Luke, der charmante magersüchtige Engländer. Er ist in Ellen verliebt und gesteht ihr seine Gefühle. Doch Ellen hat eine andere Auffassung von Liebe. „Menschen lieben nur das Gefühl, jemand anderes zu lieben“, sagt sie zu Luke. Der entgegnet entsetzt: „So vieles ist falsch daran!“ Statt einem leidenschaftlichen Kuss folgt das Zerwürfnis. Ellen will ihm nicht zur Last fallen und versteckt ihre Furcht vor weiteren Schicksalsschlägen hinter einer abweisenden Maske.

Insgesamt bewegt sich „To the Bone“ auf einem sensiblen Terrain, dennoch wird das Thema Magersucht in einen sehenswerten, realistischen und berührenden Film umgesetzt, der zwar die Schattenseiten und den Kampf dieser Krankheit darstellt, doch auch Hoffnung spendet. Nichtsdestotrotz bezeichnen viele Artikel den Film als „gefähr-

lich“ und „verherrlichend“. Ellen sei „ein Idol“. Allerdings zeigt sie auch, dass das Leben trotz der Krankheit noch mit Freude und eben auch Sarkasmus ausgekostet werden kann. Natürlich können bereits Erkrankte diesen Film als „Thinspiration“* nutzen. „Wenn jemand labil ist, kann man sich dort natürlich Tricks abgucken“, sagt Birgit Merkel und verweist dennoch auf die Chancen dieses Mediums: „Letztendlich, wenn wir nicht über diese schweren Themen reden, kann man auch keine Aufklärung oder Prävention betreiben.“

Sarah Weichselgartner

*„Thinspo“ oder „Thinspiration“ beschreibt Fotos, Buchzitate, Filme, Liedtexte, etc., die Menschen mit Magersucht oder Bulimie motivieren sollen weiterhin Gewicht zu verlieren und dünn zu bleiben.



„Ich habe keine Angst vor diesen Männern. Sie beschützen uns!“

Beim Stockholm-Syndrom entwickeln Geiseln Sympathie und Mitgefühl gegenüber dem Täter anstelle von Hass oder Angst.

Seinen Namen verdankt das Stockholm-Syndrom einer Entführung, die im Jahr 1973 stattfand. Am 23. August nahmen Jan Erik Olsson und sein Komplize Clark Olofsson während eines Banküberfalls in Stockholm die vier Bankangestellten als Geiseln, allesamt nicht älter als 30 Jahre. In einem Telefonat mit dem Ministerpräsidenten Olof Palme droht Olsson mit dem Tod der Geiseln. Später telefoniert auch eine der Entführten, Kristin Enmark, mit dem Präsidenten: „Mich bedrückt, dass die Polizei uns angreift und vielleicht unseren Tod verursachen wird.“

Ihre Worte verdeutlichen, wie sich die Wahrnehmung einer Geisel beim Stockholm-Syndrom verändert: Sie verlieren das Vertrauen in die Polizei und wenden sich den Entführern zu. Der Facharzt für Psychiatrie Jens Molthan erklärt: „Die Handlungen der Polizei sind nicht immer im Sinne des Entführers und gefährden damit auch die körperliche und psychische Unversehrtheit der Geiseln.“ Damit ist zum Beispiel das Hinauszögern der Erfüllung von Forderungen gemeint, ganz gleich, ob aus strategischen oder unbeabsichtigten Gründen. Angetrieben vom eigenen Überlebenswillen ordnen sich die Opfer den Entführern automatisch unter und erleben einen vollständigen Kontrollverlust.

Die Geiseln fühlen sich mit fortlaufender Dauer und unverändertem Zustand zunehmend allein gelassen. Sie befinden sich in einer Ausnahmesituation und fürchten um ihr Leben. So entstehen vergleichbare Existenzängste zwischen Täter und Opfer und die Polizei manifestiert sich als gemeinsames Feindbild. Christian Thale vom Landeskriminalamt Niedersachsen bestätigt die negative Haltung, die den Rettern entgegengebracht wird: „Ich erinnere mich an mehrere Entführungsfälle, in denen Opfer am Telefon gegenüber der Polizei eine Vorwurfshaltung einnahmen.“

Im Gegenzug dazu wird der Entführer idealisiert und jede selbstverständliche Geste der Menschlichkeit, beispielsweise ein Glas Wasser, überdimensional wahrgenommen. Gleichzeitig bekommt das Verständnis für den



FOTO: JULIA MALIK

Hand in Hand mit dem eigenen Entführer: Beim Stockholm-Syndrom entwickeln die Opfer positive Gefühle für die Täter.

Entführer eine neue Bedeutung und wird nicht mehr als Möglichkeit zur Beeinflussung verstanden. Die Opfer empfinden die gestellten Forderungen als gerechtfertigt und erfüllbar. Sie entwickeln Sympathie und Zuneigung für den einst verhassten Entführer und geben ihr eigenes Wertesystem auf. Durch die Angleichung der Werte und Normen kommt es unwillkürlich zu einer Identifikation mit dem Entführer. „Lasst uns doch einfach laufen. Ich habe keine Angst vor diesen Männern. Sie beschützen uns“, so Enmark damals am Telefon.

Zur vollständigen Erfüllung der Forderungen ist es im namensgebenden Fall nicht mehr gekommen: Sechs Tage

nach dem Überfall wurden die Geiseln durch eingeleitetes Gas befreit. Alle blieben körperlich unversehrt. Besonders bei Kristin Enmark handelte es sich jedoch nur um eine räumliche Befreiung. Die Aufarbeitungen der Geschehnisse beschäftigen sie noch heute. 2015 veröffentlichte sie ein Buch, in dem sie von ihrer „Liebesbeziehung zu Clark Olofsson“ erzählt. „Tut ihnen nicht weh, sie haben nichts getan! Wir sehen uns wieder!“, rief Kristin Enmark während der damaligen Festnahme ihrer Entführer. Gefängnisbesuche beweisen, dass sie ihr Versprechen gehalten hat.

Jule Schmitz

Gestern noch geliebt, heute schon gehasst

Das Lösen vom Ex-Partner endet in vielen Fällen in einem Rosenkrieg. Das muss es aber nicht. Um auch nach einer verlorenen Liebe Frieden für sich selbst zu finden, ist der richtige Umgang mit diesen negativen Emotionen wichtig.



FOTO: NICOLE MENZEL

Hass gehört zu den natürlichen Gefühlen des Menschen. Ein falsches Lachen trägt dabei nicht zur Zufriedenheit bei.

Plötzlich das Gefühl zu haben, den einst so vertrauten Menschen nach jahrelanger Beziehung nicht mehr zu lieben zu können – ihn sogar zu hassen – fühlt sich zunächst falsch an. Das ist es jedoch nicht. Seinem Ärger Luft zu machen ist gesund. Auch wenn die Beziehung bereits beendet ist.

Die Hassreaktion nach einer Trennung sei ein Teil des natürlichen Trauerprozesses, erklärt Psychologin Anne Weise*. Die Diplom-Psychologin ist im letzten Jahr der Approbation zur Verhaltenstherapeutin, mit dem Schwerpunkt auf Paartherapie. In ihrem Berufsalltag wird sie oft mit den Hassgefühlen getrennter Paare konfrontiert und erklärt: „Wenn wir einen Menschen sehr geliebt haben und dieser uns dann verletzt, löst das einen Schmerz aus, der um das Vielfache intensiver ist, als der von einer Person, die uns nicht so nahe steht.“

Hass ist definiert als eine natürliche Reaktion des Menschen auf Situationen oder Personen, die wir verachten oder die uns ein Gefühl der Bedrohung vermitteln. Anne Weise fügt hinzu: „Also scheint es ganz natürlich, sich nach einer Trennung in seinem Selbstwertgefühl bedroht zu fühlen und den ehemaligen Partner als Feind anzusehen.“

Dieser Hass kann jedoch durchaus Vorteile bringen. Wer seine Wut und Ansprüche laut ausspricht, hat höhere Chancen, gehört zu werden. „Durch die Kommunikation haben beide Parteien die Möglichkeit, die verzwickte Situation zu verstehen und somit

auch zu verändern“, erklärt die Diplompsychologin. Hass kann ebenso als Antrieb dienen, unbeliebte Situationen zu verändern – und mehr noch: Das Gefühl zuzulassen, kann zur Gesundheitserhaltung beitragen.

Folgen unterdrückter Wut können Bluthochdruck, starke Muskelanspannungen oder Depressionen sein. Um präventiv vorzugehen, rät Anne Weise ihren Patienten: „Im ersten Schritt die Situation verlassen und tief Luft zu holen. Das hilft, die Extremsituation selbstreflektierter zu betrachten. Erst im Anschluss soll durch bedachte Aussagen seinem Ärger Luft gemacht werden.“ Die angehende Verhaltenstherapeutin rät ebenfalls, dem starken negativen Gefühl nicht zu viel Raum zu geben, da sich aus dem Hass schnell Aggression entwickeln kann.

Es ist wie in vielen Situationen: Das richtige Maß ist entscheidend. Wer seine Gefühle zulässt und diese richtig kompensiert, wird durch die neu gewonnenen Erkenntnisse selbst von negativen Emotionen profitieren.

Laura Kambartel

*Name von der Redaktion geändert



„Ich denke, Homosexualität ist heilbar!“

„Du darfst nicht mit einem Mann schlafen, wie man mit einer Frau schläft, das wäre ein Gräuel“, so steht es im Buch Mose, Psalm 18. Auch im 21. Jahrhundert gibt es noch Katholiken, die fest nach dem Wort Gottes leben, Homosexuelle meiden und diese von ihrer vermeintlichen Krankheit heilen wollen.



FOTO: ROSE FORMAN

Ein Leben wie hinter Gittern: Das Ausleben der Homosexualität ist in der katholischen Kirche ein „No-Go“.

Aufgewachsen in einem streng katholischen Haushalt, lernt Markus Lechner* schon früh die Regeln der Kirche. Gezweifelt hat er daran nie: „Ich habe selbst Gotteserfahrungen machen dürfen und darin einfach eine wunderbare Wahrheit und den Frieden gefunden.“ Der Theologiestudent mit dem Berufswunsch Pastor beschreibt diese Begegnung als eine innere Stimme,

die ihn durch sein Leben leitet: „Religiös zu sein bedeutet einfach, sich bewusst zu sein, dass der Glaube etwas Übernatürliches ist.“ Diese Gotteserkenntnis hat ihn in seiner Weltanschauung bestärkt. So sehr, dass er noch heute ein überzeugtes Mitglied der römisch-katholischen Kirche ist.

Sein Glaube ist für den 20-jährigen Grund genug, auch seine Meinung zu Ho-

mosexualität aus der Bibel abzuleiten: „Der Kirche wird oft vorgeworfen, Hass gegenüber Homosexuellen zu verbreiten. Ich finde es schade, dass die Gesellschaft so eine einseitige Anschauung davon hat, wie mit dem Thema umgegangen wird.“ So akzeptiere die Kirche durchaus Schwule und Lesben, sei aber strikt gegen das Ausleben ihrer Homosexualität. Begründet wird die-

ser Standpunkt damit, dass die Beziehung zwischen zwei gleichgeschlechtlichen Partnern nicht so natürlich sei, wie die Verbindung zwischen Mann und Frau.

Und doch habe Markus Lechner großen Respekt vor Homosexuellen, die ihre Neigung für sich behalten und in ständiger Zurückhaltung leben. Schaffen würden dies schließlich nur die Wenigsten. Die Kirche sei dabei als helfende Hand zu verstehen, um die Homosexuellen von ihrer „Krankheit“ zu heilen. „Das, was er oder sie für Liebe hält, ist nicht wirklich die stärkste Ausdrucksform der Liebe. Das muss deutlich gemacht werden“, betont der Wahlösterreicher.

Eine persönliche Konfrontation mit einem Homosexuellen hatte Markus Lechner noch nicht: „Ich weiß gar nicht, ob ich das unbedingt will.“ Schon in der Schule habe er bereits viele erfolglose Diskussionen zu dem Thema geführt, weshalb er sich jetzt lieber zurückhalte: „Anfangs bin ich noch darauf eingegangen und habe versucht, zu argumentieren. Dann habe ich aber gemerkt, dass es nichts bringt, sich den Mund fusselig zu reden.“ Letzten Endes sei Gott derjenige, der die Menschen berühre. Da suche er lieber das Gebet auf, als die Auseinandersetzung.

Inzwischen studiert er an einer Philosophisch Theologischen Hochschule, die im Gegensatz zu anderen Schulen keine Esoterik im Lehrplan hat und sich streng nach den Regeln der Kirche richte. Dort vermisse er aber teilweise die Gespräche mit Außenstehenden. Das sei schließlich für später wichtig, wenn man in die Realität zurückkehre. Abseits der theologischen Blase.

Anna Niere

*Name von der Redaktion geändert

„Dieser Gott ist nicht der, der uns vorgespielt wird!“

Die Angst vor verachtenden Blicken und hasserfüllten Sprüchen: Eindrücke eines Homosexuellen aus Deutschland, der trotz früherer Kommunion die katholische Kirche heute meidet.

Er beschreibt sich selbst als „männlichen Part einer schwulen Beziehung“, trägt einen Vollbart, ist sportlich gebaut und mit etwa 1,70 Meter nicht besonders groß. Er macht keinen „tuntigen“ oder sehr weiblichen Eindruck. Diego Martin (28) ist gebürtiger Spanier. Seine Homosexualität ist ihm auf den ersten Blick nicht anzusehen.

Seit zweieinhalb Jahren lebt der ehemalige Katholik in Deutschland. Geoutet hat er sich bereits in Spanien. Damals, im Alter von 17 Jahren, war er schon vier Monate in einer homosexuellen Beziehung, bevor er es seiner Familie erzählte. Seine Mutter akzeptierte ihn so wie er ist. Jedoch sein Vater und auch sein Bruder brauchten etwas Zeit, um mit der neuen Situation umzugehen. Sein Bruder sprach das Thema erst nach einem Jahr an und ist heute sogar stolz auf Diego, dass er so offen mit seiner Sexualität umgeht.

„In Spanien ist es ganz normal, dass auch homosexuelle Menschen ihre Liebe in der Öffentlichkeit zeigen. An jeder Ecke sieht man Liebespaare, die sich küssen. In Deutschland ist das nicht so.“ Als er nach Hannover kam, traute er sich erst einmal nicht, seine Homosexualität öffentlich zu zeigen. Er hatte Angst vor hasserfüllten Blicken oder beleidigenden Sprüchen: „Die Menschen sind hier nicht so offen.“

Mittlerweile ist es ihm nicht mehr wichtig, was andere über ihn denken. Wenn er neue Leute kennenlernt, erzählt er ihnen anfangs nichts von seiner Neigung: „Die Leute sollen mich erst einmal so kennenlernen und dies nicht von meiner Sexualität abhängig machen.“

In Spanien ist die verbreitetste Religion der Katholizismus. Diego Martin hatte seine Erstkommunion, interessierte sich danach aber immer weniger für die Kirche. Und auch von Katholiken, die etwas gegen ihn und seine Sexu-

alität einzuwenden haben, hält er sich inzwischen fern. Denn mit der Zeit entwickelte er, auch oder vor allem aufgrund seiner Homosexualität, eine andere Sichtweise: „Ich vertrete diese Religion nicht mehr und glaube an meine eigenen Dinge, weil ich denke, dass dieser Gott nicht der ist, der uns vorgespielt wird.“

Körperliche Gewalt musste Diego Martin zum Glück noch nicht erfahren: „Ich kam einmal in die Situation, dass mich ein heterosexueller Mann wegen meiner Homosexualität schlagen wollte. Zum Glück konnte ich mit ihm reden,

bevor etwas Schlimmeres passierte.“ Doch selbst im Alltag, sind die abwertenden Blicke und Anfeindungen für ihn oft schon ausreichend: „Ich wurde einmal beleidigt, weil ich in der Bahn einen rosa Rucksack trug.“ Früher hätte er den Rucksack sofort weggeschmissen, aber heute steht er über solchen Dingen und lebt sein Leben so, wie er es gerne hätte.

Kyra Vivian Landskron

*Name von der Redaktion geändert



FOTO: ROSE FORMAN

Leben, Heilung, Sonnenlicht, Natur, Harmonie, Geist: Sechs Farben als Symbol für Homosexualität



Maßloser Hass

Unabsichtlich und leise schleicht sich „Hass“ in unseren Alltag. Denn der Ausdruck wird täglich und inflationär eingesetzt.

Viele lassen regelmäßig Sätze wie „Ich hasse das“ fallen, ohne darüber wirklich nachzudenken. Dabei ist doch Hass eines der stärksten negativen Gefühle, die ein Mensch empfinden kann. Etwas Außergewöhnliches. Wieso aber neigen wir so häufig zu Übertreibungen in unserer Sprache? Und inwiefern verändert es unsere eigene Wahrnehmung und die Kommunikation mit unseren Mitmenschen?

„Der Hass ist die höchste Form der Abneigung. Vor allem Jugendliche sind darauf aus, eine identitätsstiftende Sprache zu sprechen, die besonders klingt. Es wird skandalisiert, vermeintlich euphorisiert, denn wenn es nicht skandalös ist, ist es langweilig“, sagt der Germanist Thomas Mayer*. Durch die sozialen Medien entstehe eine gewisse Sprachlosigkeit, weil eine geringere Lust existiere, mit Sprache zu differenzieren. Der Hass ist dementsprechend nicht immer der Hass, sondern nur ein Wort.

Ein Wort, das schnell dahin gesagt ist. Denn um das auszudrücken, was man wirklich meint, bräuchte es mehr als ein Wort. Es dient nahezu als Kürzel für viele verschiedene Wörter. „Ähnlich wie beim Wort ‚Okay‘ haben diese Wörter viele Facetten und im Zeitalter von WhatsApp dienen sie dazu, schnell zu informieren, anstatt alles mühselig mit Worten auszugestalten“, erklärt der Sprachexperte. „Insofern nutzen wir das Wort ‚Hass‘ als eine Art Stempel und der Stempel genügt schon.“

Diese notwendige Schnelligkeit lässt unser sprachliches Kulturgut immer mehr zu einer Effizienzsprache werden und zu keiner Sprache, die Beziehungen steuert oder ausschweifend Geschichten erzählt. „Wir versuchen effizient zu sein, während unsere Sprache und dadurch auch die Informationsdichte geringer wird.“ Zwangsläufig nehmen wir damit in Kauf, missverstanden zu werden.

Wir verwenden das Wort „Hass“, obwohl wir etwas völlig anderes empfinden oder ausdrücken wollen. „Wenn Missverständnisse zur Sprache kommen, sind sie aber wiederum eine Quelle von erweiterter Kommunikation“, so Thomas Mayer, denn die sprachliche Zügellosigkeit betrifft nicht nur das Wort „Hass“. „Liebe“, „Philosophie“ oder „Freiheit“: Große Worte mit großer Bedeutung, bei denen vorsichtiger und differenzierter Einsatz gefragt wäre. Nach Thomas Mayer sei dies das Problem der Effizienz, die höher stehe als das zwischenmenschliche Verständnis.

„Hass“ steht als Stempel für andere Gefühle – ein Stempel, der Effizienz schafft und dann in der Gleichgültigkeit über das eigene Ausdrucksvermögen endet.

Karoline Czychon

*Name von der Redaktion geändert



FOTO: ROSE FORMAN

Hass – ein Gefühl, das unser Leben bestimmt.

Hass mit Stil



FOTO: JACQUELINE RITZER

„Metal ist nicht hasserfüllt, Hass ist eines der schlimmste Dinge, die man empfinden kann.“, sagt Metal-Sängerin Britta Görtz.

Es gibt Musik-Magazine, die am Valentinstag Playlisten mit den hasserfülltesten Metalsongs veröffentlichen. Trotzdem ist erwiesen, dass Metalheads ausgeglichene und glückliche Menschen sind. Ein Widerspruch?

Peitschende Gitarrenriffs, röhrender Bass und mehr Geschrei als Gesang – Metal ist für seine harte und schnelle Gangart bekannt. Dabei handelt es sich jedoch keineswegs um archaischen Lärm, sondern um ein anspruchsvolles und populäres Genre. Die Rock’n’Roller Motörhead und die Metalband Metallica etwa wurden jeweils mit dem Musikpreis Grammy ausgezeichnet.

Metaltexte handeln oft von Hass und Horror. Die Stoßrichtung des Genres findet sich auch in Bandnamen wie Cannibal Corpse (Kannibalen-Leiche) und Slayer (Mörder) wieder. Songtitel wie Gallery of Suicide (Galerie des Selbstmords) und Verse wie „Bleeding woundet scream, Clubs shatter bones, Swords sever limbs“ (Blutende Verwundete schreien, Knüppel zerschmettern Knochen, Schwerter zertrennen Glieder) sind eher die Regel, als die Ausnahme. Die Konsequenz: Manche Alben sind erst ab 18 Jahren frei erhältlich.

„Metal löst bei mir das Gefühl aus, Kraft zu haben“, erklärt Britta Görtz, Sängerin der Metalband Crippler aus Hannover, „Metal klingt nur für Leute aggressiv, die keinen Metal hören.“ Die Inspiration ihrer Liedtexte bezieht sie aus politischen und gesellschaftlichen Diskrepanzen. Die Botschaft ist subversiv: Man solle seine Stimme nutzen und sich gegen Hass, Gewalt und Unterdrückung wehren. Die 40-jährige Leadsängerin würde keinen Metal machen, wenn er Hass propagiere.

Von außen betrachtet wirken jedoch selbst die für Metalkonzerte typischen Tanzformationen wie Wall of Death (Wand des Todes) aggressiv. Schließlich ähneln sie der Nachstellung einer mittelalterlichen Schlacht:

Das Publikum teilt sich in zwei Seiten links und rechts der Bühne. Sobald die Band zu spielen beginnt, rennen die Konzertbesucher ineinander. Beim Mosh-Pit springen und schubsen sich die Gäste im Rhythmus der Musik im Kreis. Und beim Pogo laufen die Besucher durcheinander und rempeln sich gegenseitig an.

Ein Vergnügen, das selten mehr als blaue Flecke zur Folge hat: Stürzt jemand in der Formation, helfen ihm die anderen wieder hoch. Schwarze Schafe gibt es trotzdem. Sogenannte Violent-Dancer (Gewalt-Tänzer) verstehen die Musik als gewaltverherrlichende Botschaft. Im Mosh-Pit verletzen sie die anderen absichtlich mit Tritten und Schlägen. Beliebt sind Violent-Dancer nicht. Einem Bericht zufolge wird diesen Störenfriedern auf Konzerten gerne mal von anderen Besuchern der Hintern versohlt.

Doch solche Vorfälle sind die Ausnahme. Laut einer britischen Studie reinige Metal negative Gefühle und stärke so das Selbstbewusstsein. Metal-Fans haben demnach ein überdurchschnittliches Bedürfnis nach Einzigartigkeit – die Szene wird ein Teil ihres Lebens. So auch bei Britta Görtz. Selbst ihre Wohnungseinrichtung besteht aus Bühnenequipment. Ihr neues Album mit Crippler heißt übrigens „Follow me: Kill“ – und richtet sich gegen Gewalt in der Politik.

Tobias I. Forrester



„Interview ohne Worte“

Britta Görtz, Sängerin der hannoverschen Metalband „Cripper“ im Interview ohne Worte über typische Fans, Auftritte und ihre Beziehung zu Hass.



« Wie verhält sich ein typischer Fan von Ihnen? »



« Wie singen Sie Ihren Lieblingssong? »



« Was bedeutet Ihnen Metal? »



« Was ist das Gegenteil von Ihnen? »



« Wie sehen die fünf Minuten vor dem Auftritt aus? »

FOTOS: JACQUELINE RITZER



„Mein Grundgefühl ist Dankbarkeit“

In der buddhistischen Literatur werden Hass und Boshaftigkeit als Gift für den Geist bezeichnet. Wie passt das zur deutschen Streitkultur? Ein Berliner Ex-Mönch erzählt.

Raaatsch! Gerade als ich Shanti anrufe, flutscht ihm die heiße Tiefkühlpizza vom Blech und landet kopfüber auf dem Küchenboden. Durch das Telefon höre ich jedoch statt Flüchen nur ein leises Lachen – was für ein Ungeschick!

Der weißhaarige Mann mit Vollbart und Goldrandbrille weiß, dass Wut und Hitzköpfigkeit nur selten zu einer Verbesserung der Lage führen. Das war nicht immer so. Shanti – oder Rainer Strauch, so sein bürgerlicher Name – hat noch in den 80er-Jahren als Elektronik-Ingenieur gearbeitet. Dann begann er sich für die Karmalehre zu begeistern und projizierte die Überlegungen seiner Abschlussarbeit auf die Religion.

1972 führte ihn seine Forschung für sechs Monate ins buddhistische Sri Lanka. „Ich ging nie, um nach der Erleuchtung zu suchen, sondern viel mehr, um meinen eigenen Fragen über den Buddhismus eine Antwort zu geben.“ Aus dem halben wurden schnell fünf Jahre auf der Insel – und eine ganzheitliche Ausbildung zum Mönch.

Heute ist der 77-Jährige im Ruhestand. Ganz zur Ruhe gesetzt hat er sich noch nicht: Als „Achtsamkeitstrainer“ lehrt er an der Technischen Universität



FOTO: JACQUELINE RITZER

In sich selbst ruhen – der Schlüssel vieler Buddhisten für ein Leben in Frieden ohne Hass.

Berlin den Umgang mit negativen Gefühlen durch Meditation. Privat ist Shanti ein Mann der vielen Worte, der seine Erkenntnisse gern weitergibt: „Hass empfinde ich schon lange nicht mehr.

Der Buddhismus hat mich zur Erkenntnis der eigenen Bedürftigkeit geführt. Man denkt immer, man ist irgendjemand ganz Besonderes. Doch eigentlich existiert überhaupt nichts Substan-

zielles in dir, sondern viel mehr eine unendliche Bedürftigkeit zu vielen Dingen.“

„Bedürftig“ sind wir laut Shanti alle: Nach Nahrung, Kleidung, Wohnraum, aber auch

nach Liebe, Aufmerksamkeit oder Freundschaft. Hass sei nur der Ausdruck von Mangel und Unzufriedenheit, so der ehemalige Mönch. „Mein Grundgefühl ist Dankbarkeit! Dafür, dass so viele meiner Bedürfnisse gestillt sind. Deshalb verspüre ich keinen Ärger oder Hass, sondern Mitgefühl mit Menschen, die diese Erkenntnis noch nicht für sich gemacht haben“, erklärt der Berliner.

In Konflikten sei daher der Umgang entscheidend: „Mein Gegenüber hat stets Recht aus seiner Perspektive. Doch er soll mir bitte erlauben, mich selbst so zu sehen wie es für mich richtig erscheint“, erklärt er seine Herangehensweise. „Jeder hat eine andere Geschichte und damit auch eine andere Vorstellung davon, was gut ist.“ Raum für gegenseitigen Hass sieht er trotzdem nicht: „Wir kommen doch alle aus der beschriebenen Bedürftigkeit; sich gegenseitig kaputt zu machen ist doch völlig unsinnig.“

Als Shanti nach zwei Stunden den Hörer auflegt, liegt seine Pizza noch immer in der Küche. Die Reste sind inzwischen kalt geworden. Der ehemalige Mönch ärgert sich trotzdem nicht: Zwei Drittel sind noch essbar – davon kann er gut satt werden!

Karl Jannes Katzig

Einmal Hölle und zurück

Der Hass auf die Politik der G20 führte im Juli 2017 Aktivisten aus ganz Deutschland nach Hamburg. Einer von ihnen: Der Münchner Schüler Vincenzo Müller*.



FOTO: JACQUELINE RITZER

Ob jung oder alt, Mann oder Frau: Wer sich bei Protesten verummmt, schützt seine Privatsphäre – und provoziert die Polizei.

Musik dröhnt aus einem Lautsprecherwagen, Gesprächsfetzen schwirren über den St. Pauli Fischmarkt. Vincenzo Müller steht zwischen den über 50.000 Teilnehmern der links-autonomen Anti-G20-Demonstration „Welcome to Hell“ und wartet. Die Musik bricht ab. „Sie wollen uns nicht losgehen lassen. Wir sollen die Vermummungen abnehmen!“, hört er noch durch die Lautsprecher. Dann greift die Polizei ein.

„Die ersten Reihen wurden von beiden Seiten niedergeknüppelt. Anfangs hörte man nur Rufe, dann zersprangen Glasflaschen, Böller explodierten, Leute schrien.“ Vincenzo rennt, weil alle rennen. Wasserwer-

fer und Polizisten versperren die Straße. Die einzige freie Seite endet jäh mit einer Mauer. „Ich wurde sofort hochgedrückt und -gezogen. Ohne großartige Koordination, einfach kollektiv mitgedacht“, erinnert er sich an die Flucht, „Oben angekommen wurden wir so zusammengepresst, dass keiner mehr Luft bekam. Scheiße, ehrlich.“ Er hat kaum Zeit zum Durchatmen. Ein Polizist rennt auf ihn zu, in seiner Hand: Pfefferspray.

Mit 19 Jahren ist Vincenzo einer der Jüngsten in der Gruppe Münchner Linker, die extra für die Demonstrationen nach Hamburg fahren. Wie viele treibt auch ihn der Hass auf die politischen Strukturen

und die Politiker, „die Leid und vor allem Hunger auf der Welt scheinbar tatenlos akzeptieren“, in die norddeutsche Stadt. Es ist nicht nur der Hass auf den Kapitalismus, sondern auch auf seine eigene Machtlosigkeit. „Trotzdem musste ich hin. Einfach nur, um die Demokratie um eine weitere Stimme zu ergänzen.“

Vincenzo begann schon im Alter von 15 Jahren gesellschaftliche Strukturen zu hinterfragen. Seine Erkenntnis: Die Welt sei schlicht ungerecht. Seitdem vertritt Vincenzo oft seinen eigenen Standpunkt, lässt sich von der Gruppendynamik der Linken nichts vorgeben. Die Konsequenz: Sprechchöre schreit er nur mit, wenn er auch die

Idee dahinter unterstützt. „Ich bin der akademische Teil einer extremeren Szene“, erklärt er seine Ideologie.

„Das brennt, du Arschloch“,

ist Vincenzos erster Gedanke nach der Pfeffersprayattacke. Doch er ist ein rationaler Mensch: „Gleich ist der Schmerz wieder weg. Jetzt weiß ich immerhin, wie Pfefferspray riecht.“ Zwei seiner Freunde haben weniger Glück. Sie werden von Polizisten auf den Boden geworfen und getreten. Viele aus der Gruppe können nach den Ausschreitungen nicht mehr schlafen, die Polizeigewalt verfolgt sie in ihren Träumen.

Dennoch richtet sich Vincenzos Hass nicht gegen alle Polizisten. „Klar war ich sauer. Trotzdem habe ich immer versucht mir vor Augen zu halten: Das war einer, das ein anderer. Man darf sie nicht alle über einen Kamm scheren.“ Am Tag danach twittert die Polizei: „Anzahl der Festnahmen aktuell: 83“. Keiner der Münchner ist darunter. Zurück zu Hause zieht Vincenzo Bilanz: „Ich bin davon ausgegangen, dass es knallt und es hat geknallt.“

Vivian Vollmann Tinoco

*Name von der Redaktion geändert



Auge in Auge mit dem Hass

Beleidigende Plakate, Schmähesänge oder rohe Gewalt: All das gehört zum Berufsleben von Eva Jäger*. Die 23-Jährige ist Beamtin der Landespolizei Niedersachsens und regelmäßig bei Hochsicherheitsspielen im Einsatz. Doch woher kommt der Hass einiger Fans und wie fühlt er sich hautnah an?

April 2017: Das Risikospiele zwischen Hannover 96 und Eintracht Braunschweig steht an. Ein Beamter wird während des Einsatzes von einem Fan mit einem Brecheisen attackiert und am Kopf verletzt. Die Staatsanwaltschaft spricht später von versuchtem Totschlag. Obwohl die meisten Partien friedlich ablaufen, hinter-

lassen solche Ereignisse Spuren bei Eva Jäger, die damals dabei war: „Das war eine brutale und unschöne Erfahrung, aber ich habe mich bewusst für diesen Beruf entschieden. Ein Grundrisiko besteht immer.“

Wichtig sei es, Ruhe zu bewahren, um einer möglichen Eskalation der Lage früh entgegen-

zuwirken zu können und die Gemüter zu besänftigen. „Natürlich wirkt sich diese Massendynamik beider Seiten auf jeden Einzelnen individuell aus, wichtig ist immer die Beachtung von Aktion und Reaktion und die eigene Kontrolle“, so die Polizistin. Angst verspüre sie nicht, vielmehr sei es eine Mischung aus leichter Ver-

unsicherung und Respekt.

In Extremfällen kommt es im Einsatz zum direkten Gegenüberstehen der Einsatzkräfte und den Fanmassen. Eine Eskalation der Lage liegt dann förmlich in der Luft. Solche Ausnahmesituationen sorgen im Lager der Polizisten für Hochspannung und treiben die Motivation auf der

Gegenseite nur noch weiter in die Höhe. Oft schallen Parolen wie „Bullenschweine“ oder „Jeder Bulle ist ein Hurensohn“ durch die Straßen.

Meist sind das Provokationen der Ultras, doch die Beamtin lassen derartige Anfeindungen mittlerweile kalt: „Es gehört dazu, man gewöhnt sich daran. Gleiches gilt übrigens auch für Banner oder Plakate, die sich gegen uns richten.“ Am Anfang ihrer Laufbahn sei das anders gewesen: „Ich musste schlucken, als mir diese ziemlich aggressiv wirkende Menschenmenge das erste Mal gegenüberstand. Natürlich bereitet die Ausbildung dich vor, im Einsatz war es dann aber schon etwas Anderes. Du siehst die Ablehnung in den Augen.“

Der Hass einiger Ultragruppierungen rührt laut Jäger daher, dass die Polizisten während des gesamten Spieltags der unmittelbare „Gegenüber“ der Fans und somit ständig präsent seien. Nach einer langen Anreise käme es gelegentlich zu kleinen Reibereien, weil die Fans durch Kontrollmaßnahmen seitens der Beamten aufgehalten werden. Dass diese Maßnahmen notwendig seien, um einen möglichst sicheren Stadionbesuch zu garantieren, sei den meisten Chaoten offenbar nicht klar, fasst sie abschließend zusammen.

Malick Volkmann

*Name von der Redaktion geändert



FOTO: ALINA MEINE

Den Einsatzort im Blick: Fußballstadion sind oft kein angenehmer Arbeitsplatz für die Polizei.

„Mit Tradition machst du die Lampen im Stadion nicht an“

RB Leipzig ist einer der meistgehassten Vereine in Fußballdeutschland. Die Spieler werden beleidigt, die Fans sogar gejagt und geschlagen. RB-Fan Florian erfuhr den Hass am eigenen Leib.

Es ist der 19. August 2017, der erste Spieltag der neuen Bundesliga-Saison. RB Leipzig spielt bei Schalke 04. Der 26-jährige Florian ist mit seinem Fanclub angereist, um seinen Lieblingsverein zu unterstützen. Bereits beim Aufwärmen wird die Abneigung der Schalke-Fans gegen RB Leipzig deutlich: Die Spieler werden mit einem gellenden Pfeifkonzert begrüßt. Vor allem Deutschlands Stürmerhoffnung Timo Werner wird bei jedem Ballkontakt ausgepöbeln. Werner ist nach einer Schwalbe gegen Schalke in der letzten Saison bei den Gelsenkirchenern in Ungnade gefallen. Zu allem Überfluss verliert Leipzig 2:0.

Nach dem Abpfiff macht sich Florian mit seinen Freunden und dem Banner seines Fanclubs auf den Weg zum Auto. Plötzlich werden sie von schwarz gekleideten Schalke-Fans angegriffen. Florian und zwei Freunde werden niedergeschlagen, das Banner geklaut. Im Krankenwagen bekommt Florian die Diagnose: mehrfacher Nasenbeinbruch und eine Gehirnerschütterung.

Gewalt und Hass gab es im Fußball schon immer, doch RB Leipzig stellt deutschlandweit ein Novum dar. Vor allem bei Auswärtsspielen gegen Traditionsvereine müssen die Fans Angst haben. In Dortmund wurden sie mit Steinen beworfen. Dynamo Dresden empfahl den Gästefans, neutral gekleidet anzureisen, um Konflikte zu vermeiden.

RB Leipzig ist ein sogenannter Retorten-Klub, ein Fußballverein mit einem riesigen Unternehmen im Hintergrund. 99 Prozent der Gesellschafter von RB Leipzig sind Teil der Red Bull GmbH, nur ein Prozent kommt vom Verein. Fußball-Romantiker sehen in der fortschreitenden Kommerzialisierung des Fußballs eine Gefahr für die klassischen Vereine. „Mit Tradition machst du die Lampen im Stadion nicht an“, entgegnet Florian den Kritikern. Damit hat er Recht. Viele Traditionsvereine haben in Person von Unternehmern ihre Geldgeber. In Hannover ist es Martin Kind, beim Hamburger SV Klaus-Michael Kühne. Der Unterschied ist, dass diese Mäzene in die Vereine investiert



FOTO: ALINA MEINE

Von Fußballromantikern keine gern gesehene Kombination: Fußball und Kommerz.

haben, als es sie schon jahrzehntelang gab. RB Leipzig wurde eigens dafür 2009 aus dem Boden gestampft.

Die Fans können nichts dafür. Leute wie Florian wollen nur guten und friedlichen Fußball sehen. Er hat einige ähnliche

Ansichten wie viele aktive Fans von Traditionsvereinen. Florian wünscht sich mehr Stehplätze, verurteilt die Kollektivstrafen des laut ihm „zu konservativen“ DFBs und findet, dass durch Pyrotechnik „die Stimmung noch besser wird“. Hass und Gewalt seien hin-

gegen ein Zeichen von schwacher Persönlichkeit und mangelnder Intelligenz.

Joschka Löchte



„Tod und Hass dem BTSV“ – warum überhaupt?

Von klein auf kennt jeder Hannover 96-Fan einen klaren Rivalen: Eintracht Braunschweig. Warum dieses Lokalderby so viel Leidenschaft auf beiden Seiten auslöst, ist vielen allerdings nicht klar. Im Gespräch mit Fans und dem hannoverschen Vereinsarchivar über die Mythen eines brisanten Duells.

„FCK BTSV“ auf Shirts und Stickern, Polizeiaufgebot im Stadion, beschmierte Busse und verkohlte Fan-Schals: Spätestens seit dem Aufeinandertreffen in der vergangenen Zweitliga-Saison ist die Rivalität zwischen dem Braunschweiger Turn- und Sportverein und Hannover 96 wieder aktuell. Viele junge Fans der beiden Clubs sehen diese Feindschaft als selbstverständlich an. „Das hab ich schon von klein auf mitbekommen“, sagt der 19-jährige Jan. Als Kind hat er seinen Heimatverein Hannover 96 bereits unterstützt, aber erst später habe er die Rivalität verstanden. Nur einmal tauschte er die Rollen und streifte sich ein blau-gelbes Trikot über – beim Abi-Mottotag „Horror“. Genau wie Jan zieht auch sein Kumpel Lucas hier allerdings die Grenze: „Verbale Beleidigungen sind okay. Physische Gewalt geht klar zu weit.“

Nicole, 18 Jahre alt, lebt zwar in Hannover, ist aber aufgrund ihrer Braunschweiger Wurzeln BTSV-Fan. Sie kennt die Sticheleien zwischen den Fans sehr gut, aber teile „mit allen eine Liebe: den Fußball.“ Genau wie für Lucas sind bei ihr die besten Stadionerinnerungen mit einem Auf-

einandertreffen von Hannover 96 und Eintracht Braunschweig verbunden, denn bei diesen Spielen herrsche eine ganz andere Atmosphäre. Neben Beleidigungen wie dem verachtenden Standardspruch „Tod und Hass dem BTSV“, beziehungsweise dem hannoverschen „HSV“, geben sich die Fans hier besonders Mühe mit Bannern und Choreographien.

Hass entsteht nicht grundlos, jedoch kennen gerade außerhalb der Fanszene wenige die Theorien um die Hintergründe der gegenseitigen Verachtung. Jan, Nicole und Lucas nennen allesamt die geographische Nähe der Städte als einen wichtigen Grund für die Rivalität im Lokalderby. Sie kennen jedoch auch einige andere Erklärungsversuche, die in Fanforen und Fußballmagazinen zu finden sind und auf eines hinauslaufen: Braunschweig und Hannover, das sei eine jahrhundertlang gepflegte Konkurrenz, die über den Fußball hinausgehe und sich auf den Kampf um die regionale Vorherrschaft zurückführen lasse.

Nachdem Braunschweig im Mittelalter politisch und wirtschaftlich weitaus bedeutender gewesen sei, habe Hannover im

17. Jahrhundert mit Herzog Georg und seiner Niederlassung an der Leine die Vormacht gewonnen, worauf es fortführend Rivalität zwischen den Städten gab. Konsequenz auf den Fußball übertragen hat sich dies, als sich 1963 die Bundesliga gründete und der BTSV vor Hannover 96 in die 1. Bundesliga einzog. Daraufhin verfestigten sich die Thesen in der Fankultur der Traditionsvereine.

Im Gespräch mit Sebastian Kurbach, dem Archivar von Hannover 96, stellt sich allerdings heraus, dass die Annahmen nichts weiter sind als Mythen: „Das sind alles vorgeschobene Theorien, die absolut nichts mit unserer Thematik zu tun haben.“ Kurbach erläutert, dass die Rivalität in Form von Hass, Plakaten sowie verbalen und körperlichen Auseinandersetzungen erst seit den 70er und 80er Jahren und nur bei den jugendlichen, organisierten Fans existiert. Um dies zu belegen, haben die Archivare beider Vereine sogar „sehr intensiv und freundschaftlich“ zusammen die gemeinsame Geschichte aufgearbeitet.

Zur Prävention des Hasses wird gemeinsam mit Schülern

aus dem Umkreis versucht, diese Mythen zu widerlegen und auszubremsten. Schließlich bestehe zwischen Eintracht Braunschweig und Hannover 96 eine der längsten Beziehungen im deutschen Profifußball. Der Historiker sprach hierfür mit Zeitzeugen und wertete Zeitungsartikel und Bildmaterial aus. So konnte er belegen, dass Braunschweig 1963 schlichtweg vor Hannover die Auflagen des DFBs für die Bundesliga erfüllte, was damals aber keine große Debatte hervorrief. Laut Kurbach ist besonders seit den 1990er Jahren eine verstärkte Eskalationsspirale zu verzeichnen: „Die Vereine spielten zuvor lange nicht gegeneinander, viele Jugendliche hatten noch nie live dieses Derby erlebt. Polizeieinsätze, massive Gewalt und Pyrotechnik waren die Folge.“

Ebenso betont der Archivar, wie schwierig die Lage für den Verein und die Sicherheitskräfte zu bewältigen ist: „Wir als Verein setzen uns auf verschiedensten Ebenen sehr stark dafür ein, dieses verrückte Bild wieder ins rechte Licht zu rücken. Wir versuchen unseren Fans zu sagen: Passt mal auf Freunde, ihr fallt da gerade auf einen Mythos rein!“

Dennoch: Die Zeile „rot steht dir sehr viel besser als gelb-blau“ aus der hannoverschen Vereinshymne „Alte Liebe“, wonach das ganze Stadion „blau-gelb“ brüllt, zeigt, dass statt alter Liebe offenbar auch ein alter Hass Tradition hat. Im gemäßigten Rahmen kann dies die Leidenschaft und Loyalität zum Verein verstärken. Das macht den Fans Spaß. Nicole findet, die Beziehung sei mehr „Hassliebe“ als Rivalität, das Derby gehöre für sie genau wie für Jan und Lucas dazu.

Gemäßigter und mit den Erläuterungen des Archivars übereinstimmend sieht es der 56-jährige Langzeitfan Heiko: „An sich ist eine Rivalität etwas Schönes, aber ich gewinne lieber gegen Bayern oder Dortmund.“ Das hat sich bei dem Fan der ersten Stunde nie geändert. Er lehnt die aktuellen Folgen wie Pyrotechnik und Gewalt stark ab: „Was die Jugendlichen heute daraus machen, also die Kinder, die erst so 17, 18 sind, das ist schon krank. Und die wissen überhaupt nicht, warum es diese Rivalität gibt.“

Jolien Hasemann



Hassbotschaften lassen sich leicht im hannoverschen Stadtbild finden.



GLEICH GÜLTIGKEIT

Der Krieg steht vor der Tür – und keinen kümmert's



FOTO: ELSKE DÜSENBURG

Kriegsgefahr? In Südkorea widmet man sich anderen Dingen.

Es vergeht kaum noch ein Monat ohne nordkoreanische Atombombentests. Doch während sich hierzulande manch einer bereits im dritten Weltkrieg wähnt, zucken gerade junge Menschen in Südkorea höchstens mit der Schulter. Und das, obwohl Seoul im Kriegsfall in Windeseile dem Erdboden gleichgemacht werden könnte.

Unzählige Cafés, in denen sich Cappuccino schlürfende Studenten auf die nächsten Prüfungen vorbereiten. Ein ambitionierter Straßenmusiker, der sich vor begeistertem Publikum an den größten Hits von Bob Dylan versucht. SchülerInnen, die vor riesigen Schaufenstern stehend die jüngsten Modetrends analysieren. So oder so ähnlich kann man sich einen spätsommerlichen Oktobertag in Hongdae vorstellen.

Hongdae ist quasi das Kreuzberg von Seoul. Beides Hipster-Hochburgen. Beide betroffen von in die Höhe schießenden Mietpreisen. Beide Hotspot für Kunst, Kultur und Spaß. Doch dass sich die zwei Stadtteile so sehr ähneln, ist alles andere als selbstverständlich. Denn 40 Kilometer vor Kreuzberg liegt Potsdam. Dort gibt es ansehnlichen Frauenfußball, gut ausgebaute Fahrradwege und das Schloss Sanssouci. 40 Ki-

lometer vor Hongdae liegt Nordkorea. Dort gibt es einen feindlich gesinnten, unberechenbaren Diktator und tödliche Artilleriewaffen in Reichweite von Seoul.

Zwar ruhen im Koreakrieg seit 1953 die Waffen, ein Friedensvertrag wurde allerdings nie ausgehandelt. Und gerade im Norden wird kaum eine Möglichkeit ausgelassen, daran zu erinnern, dass der Krieg offiziell noch im Gange ist. Mehr als nur einmal wurde in der Vergangenheit mit der Vernichtung Seouls gedroht. Doch wer glaubt, die Menschen im hippen Hongdae und im Rest des Landes liefen nach jedem nordkoreanischen Atombombentest hysterisch durch die Straßen, liegt falsch. Nur wie schaffen es die Südkoreaner, trotz omnipräsenter Gefahr, ihr tägliches Leben zu bestreiten?

„Diese Kriegsdrohungen sind für uns Alltag, wir sind ja gar nichts anderes gewöhnt“, erklärt

die 21-jährige Kyung Jin die stark verbreitete „Na, und?“-Haltung unter Koreas Generation Y. Angesprochen auf die größten Probleme für ihr Land, kommt der Studentin aus Seoul auch nicht etwa Kim Jong Un in den Sinn, sondern die ansteigende Frauenfeindlichkeit.

Einen echten Krieg haben weder Kyung Jin, noch ihre Altersgenossen je erlebt. Trotz der geographischen Nähe stellt Nordkorea für viele also höchstens eine abstrakte Gefahr dar. Zusätzlich haben die wenigsten unter ihnen eine emotionale Bindung nach Nordkorea – im Gegensatz zu ihren Großeltern, die von Freunden und Verwandten getrennt worden sind.

Den 24-jährigen Joon, ebenfalls Student, lässt die Kriegsrhetorik aus Pjöngjang weitestgehend kalt. Ein Angriff Nordkoreas ist seines Erachtens nach absolut unrealistisch: „Es wird keinen Krieg geben, denn Kim Jong Un weiß, dass eine Attacke auf Südkorea gleichbedeutend mit dem Untergang seiner kommunistischen Diktatur wäre. Ihm liegt viel weniger an einem Krieg, als am Ausbau seiner Macht. Das ist der Grund dafür, warum er ständig seine Atombomben präsentiert.“

Je gefährlicher Nordkorea wirkt, desto eher werde es von seinen Feinden in Ruhe gelassen, so seine Theorie.

Dass diese enorme Gelassenheit eventuell der falsche Umgang mit einer akuten Gefahr sei, glaubt Mi Young aus Seouls Süden nicht. Ganz im Gegenteil: „Wenn wir all die Drohungen ernst nehmen würden, könnten wir unser alltägliches Leben nicht mehr genießen. Außerdem würden rechte Parteien von verängstigten Wählern profitieren“, glaubt die 32-Jährige.

Doch im Korea-Konflikt gibt es neben der Halbinsel noch weitere Länder, die Einfluss auf die Situation nehmen. Eines davon sind die USA, stellvertretend Donald Trump. Und während Kim Jong Uns Raketenabschüsse in Südkorea bestenfalls mit einem Schulterzucken quittiert werden, bereiten Tweets aus dem Weißen Haus Sorgen. Trumps Worte seien laut Kyung Jin der gefährlichste Faktor von allen.

Das ist durchaus paradox, stehen die USA doch bekanntermaßen auf der Seite Südkoreas. Erst kürzlich thematisierte Trump Angriffe und gar die Auslöschung Nordkoreas. Ob der US-Präsident dabei allenfalls seine Macht de-

monstrieren will oder wirklich Angriffe plant, ist ungewiss. Dass auf 140-Zeichen-Botschaften aus Washington aber Überreaktionen aus Pjöngjang folgen könnten, scheint inzwischen nicht mehr unrealistisch. Die Drohungen, die US-Militärbase Guam anzugreifen, lassen zumindest nicht nach und müssen ernst genommen werden. „Trump ist einfach zu unberechenbar. Er muss endlich anfangen, auf die Experten zu hören, die ihm zur Seite stehen“, findet Kyung Jin.

Ein Krieg zwischen den USA und Nordkorea wäre enorm gefährlich für Südkorea. „Da sich Nordkorea seiner absoluten Unterlegenheit bewusst ist, würden sie bis zu ihrer Niederlage so viel Schaden wie möglich im Süden anrichten. Vor dieser Situation hätte ich am meisten Angst“, erklärt Joon.

Der südkoreanische Grundtenor, es gäbe Wichtigeres als den ungleichen Bruder im Norden, bleibt dennoch bestehen. Denn Hunde, die bellen, beißen nicht. Und so lässt es sich in Hongdae ähnlich unbeschwert leben wie in Kreuzberg.

Bennet von der Laden



FOTO: MADELINE KÜPPERS

Wenn uns der Alltag zu viel wird, sind unsere Gedanken eher bei den eigenen Problemen, als bei den Katastrophen der Welt.

Jeden Tag eine neue Katastrophe – und niemanden interessiert's

Tagein tagaus scheint eine neue Tragödie die Medienwelt aufzuwühlen – aber uns ist das schnell wieder egal. Doch wie kommt es zu dieser Gleichgültigkeit gegenüber den Katastrophen in der Welt?

Abends kehre ich erschöpft heim. Ein anstrengender Tag in der Uni liegt hinter mir. Der Stress lastet auf meinen Schultern. Um runterzukommen, schalte ich den Fernseher ein. Gerade läuft die Tagesschau. Die Bilder und Berichte über die von den Hurrikans zerstörten Orte kommen mir alle bereits bekannt vor. Ich habe sie schon oft gesehen. Außerdem werden sie mir gerade zu viel, da ich so nicht entspannen kann. Ich zappe also durch und bleibe schließlich bei einer Wiederholung von „Gossip Girl“ hängen. Wie aber kann ich das Unglück einfach so weg-schalten?

Der Medienpsychologe Kevin Koban von der Technischen Universität Chemnitz versucht dies zu begründen. Vor allem am Anfang ist die Bedeutsamkeit der Tragödien sehr groß. „Das aktiviert die Zuschauer und führt zu einer emotionalen Erstbewertung ihrerseits“, sagt Koban. „Darauf folgt eine Neubewertung, die zwar wie eine Abstumpfung gegenüber der Katastrophe wirken mag, aber eigentlich ein ganz normaler psychologischer Vorgang ist“, so der Medienpsychologe weiter.

Da jeden Tag etwas Neues passiert, kommt es zu einem Überschuss an Informationen. „Man kann Ereignis A nicht über

zwei Wochen die gleiche Aufmerksamkeit schenken, wenn in der Zeit schon Ereignisse B bis F stattfinden“, zeigt Koban auf. Auch das soziale Umfeld, die Persönlichkeitseigenschaften sowie die aktuelle Situation, in der wir uns befinden, beeinflussen zusätz-

„Gleichgültigkeit fängt bei Leuten an, die Fotos vom Unglück ins Netz stellen und darüber diskutieren, als würden sie ihren Mittagstisch fotografieren“

lich unsere Reaktion. Sind wir glücklich, fragen wir uns eher „was kann ich dagegen tun“, als wenn wir mit eigenen Problemen zu kämpfen haben.

Ist also mein stresserfüllter Tag Schuld an dem Desinteresse? Überschatten meine

eigenen Sorgen die Unglücke auf der Welt? Oder tragen vielleicht auch die Medien zur Situation bei, wenn ich eine kitschige Soap deren Berichterstattung vorziehe? „Die Medien berichten am häufigsten von dem Ereignis mit den höchsten Nachrichtenwerten wie Nähe, Dramatik und Konflikt – wie man Betroffenen helfen kann, verraten sie allerdings seltener“, sagt Koban.

Der Medienwissenschaftler Dr. Jörg-Uwe Nieland von der Universität Münster sieht die scheinbare Abstumpfung außerdem in der fehlenden Nachbereitung durch die Medien. Aber auch die „Nicht-Journalisten“ trifft Schuld. „Gleichgültigkeit fängt bei Leuten an, die Fotos vom Unglück ins Netz stellen und darüber diskutieren, als würden sie ihren Mittagstisch fotografieren“, meint Nieland.

Es ist also okay, wenn wir uns ab und zu in unserer eigenen Welt verlieren und lieber den Telenovelas dieser Welt Aufmerksamkeit schenken. Allerdings sollten wir auch über den Tellerrand sehen und uns fragen, wie es eigentlich den Anderen geht und wo wir helfen können.

Gesa Hustede



Daten gegen Dienste – wie der Handel uns zum Nachteil wird

Ob eine Suchanfrage bei Google oder der neuste Post auf einer Social-Media-Plattform - private Informationen landen im Internet schnell bei den Falschen. Darüber denken User kaum nach, während sie ihre Daten so gleichgültig preisgeben. Doch genau diese Gleichgültigkeit bringt viele Folgen mit sich.

Eine Studie der Initiative „Deutschland sicher im Netz“ zeigt die „gutgläubigen“ 34 Prozent der Internetnutzer, denen Schutzmaßnahmen bekannt sind und die dennoch wenig Anwendungsbereitschaft zeigen. Dass dieses nachlässige Verhalten Folgen hat, ist den meisten egal. „Wir geben, ohne viel darüber nachzudenken, persönliche Daten preis, die für immer im Internet bleiben“, sagt Falk Garbsch, Sprecher der Hacker-Vereinigung „Chaos Computer Club“.

Solche User sind bei Facebook und Co. mit ihrem korrekten Namen, E-Mail-Adresse und Geburtsdatum angemeldet. Diese Informationen würden reichen, um eine Person eindeutig identifizieren zu können, sagt auch Chris Wojzechowski vom Institut für Internet-Sicherheit in Gelsenkirchen. „Über die Bedeutung dieser Daten denken die User nicht immer nach. In dem Moment, in dem wir unsere Daten im Internet teilen, bestimmen nicht mehr wir darüber“, sagt der IT-Experte.

Für Social-Media-Unternehmen sind unsere Posts, Standor-

te und Likes von unschätzbarem Wert, denn unsere Daten verschaffen den Firmen den Zugang zu Werbepartnern, die gezielt an uns angepasste Werbung schalten. Vor allem deswegen gehören Google und Facebook inzwischen zu den wirtschaftsstärksten Fir-

men der Welt, wie „Yahoo Finance“ herausfand.

„Unsere Profile sagen sehr viel mehr aus, als wir über uns selber wissen“, sagt Falk Garbsch. Wir müssten endlich akzeptieren, dass unsere Daten Geld wert seien. Der IT-Experte erklärt – dass auch

wenn wir glaubten, es bestünde kein Interesse an unseren Party-Fotos oder unserem Lieblingsrestaurant –, die Internetdienste uns immer zusähen.

Aus einem einzigen Foto könnten die Dienste, in die wir unser Vertrauen legen, viel über uns ab-

leiten, erläutert auch Wojzechowski. „Wenn Sie im Foto zu sehen sind, dann kann man daraus zum Beispiel ableiten, wie groß Sie sind.“ Letztlich könnten leichtsinnig preisgegebene Daten dazu führen, dass die Dienste folgern, wie wir uns in Zukunft verhalten werden.

Wenn Facebook einen Datensatz eines Users über mehrere Jahre auswerte, weiß eher das Unternehmen, wie der Anwender in ein paar Jahren tickt, als der Anwender selbst, verdeutlicht Wojzechowski und fügt hinzu: „Sie brauchen deswegen aber kein Sicherheitsniveau auf NSA Level, das macht genauso wenig Sinn wie auf die Dienste zu verzichten.“ Das realistische Ziel sei, sich zu überlegen, was wir wirklich über uns preisgeben wollen. Um etwas gegen die Gleichgültigkeit im Umgang mit unseren persönlichen Daten zu tun, müsse man sich vor allem selbst darum kümmern, meint auch Falk Garbsch.

Sweety Nagahi



FOTO: ELSKE DÜSENBURG

Gläsern und gleichgültig: Unser Umgang mit den persönlichsten Daten im Internet.

Zwischen Wahn und Wonne

Immer mehr Menschen in Deutschland beklagen seelische Leiden. Gleichgültigkeit wird dabei oftmals als Einstieg in die Depression interpretiert. Doch wie gefährlich ist sie wirklich?

Es gibt Tage an denen uns alles gleichgültig erscheint, an denen man am liebsten alles um sich herum vergessen will und einem alles egal ist, was auch nur einen Hauch von Priorität verspricht. Das Lieblingseis schmeckt nicht mehr, die Gesichter der besten Freunde sind nicht mehr zu ertragen – vom Wetter ganz zu schweigen. Cyberchondrier setzen sich dann meist verstört vor den Rechner und suchen nach Antworten auf ihre Symptome im Netz. Oft-

mals stoßen sie dabei auf ein und dieselbe Diagnose: Depression. Man verfällt in Schock und weiß nicht mehr, was man tun und wem oder was man noch glauben soll.

Die Diplom-Psychologin und Psychotherapeutin Katja Meier-Wiedenbach warnt jedoch vor voreiligen Schlüssen: „Gleichgültigkeit bedeutet zuerst einmal, dass alles gleich bewertet wird, kein moralisches Urteil gefällt wird, also eine gewisse Abgestumpftheit vorliegt. Es ist eher eine Persönlichkeitseigenschaft, wenn sie nicht krankheitsbedingt ist.“ Krankheitsbedingt meint in diesem Fall Personen mit Persönlichkeitsstörungen oder Menschen mit autistischen Zügen, die „wenig soziales Interesse zu haben scheinen.“

Laut Meier-Wiedenbach seien gleichgültige Charakterzüge für viele Menschen

sogar eher angenehm als einschränkend und belastend. Trotzdem sind laut einer Studie der Betriebskrankenkassen von 2014 rund 15 Prozent aller Krankentage mit ärztlichem Attest auf seelische Erkrankungen zurückzuführen. Durchschnittlich fallen die Betroffenen sogar rund 12 Wochen lang krankheitsbedingt aus.

„Antriebsverlust, sozialer Rückzug und Stimmungseinbrüche findet man häufig zu Beginn einer Depression. Manchmal treten auch zunächst eher körperlich orientierte Symptome wie Konzentrationsprobleme oder Schmerzen auf“, erläutert die Expertin.

Gleichgültigkeit sei jedoch kein grundsätzlicher Bestandteil einer Depression, so die Psychotherapeutin. Jedoch leiden in Deutschland nach Angaben von Freunde

fürs Leben e.V. etwa vier Millionen Menschen an einer depressiven Störung.

Gänzlich auszuschließen sei eine affektive Störung, zu der auch Depressionen zählen, bei gleichgültig veranlagten Personen daher nicht. Die Erkrankung werde einem dann auch nicht mehr gleichgültig sein, denn Depressionen würden konträr zur Gleichgültigkeit sehr starken Leidensdruck hervorrufen. Abschließend mahnt die Diplom-Psychologin: „Wer Anzeichen für eine Depression bemerkt, sollte sich schnellstmöglich Hilfe suchen. Für die Erkrankung kann niemand etwas, aber sie ist behandlungsbedürftig.“

Sahra Iman Pari Mansoor



FOTO: SARA SCHÖNFELDT

Gleichgültigkeit kann uns in den Wahnsinn treiben.



„Für die anderen sind wir Menschen 2. Klasse“

„Guck dir den Penner da an!“ – Ein kurzer Blick, ein blöder Spruch, und schon in der S-Bahn ist die Begegnung wieder vergessen. Vor allem Jugendliche bringen Obdachlosen im Alltag meistens nichts als Gleichgültigkeit entgegen. Zwei der Betroffenen erzählen, wie das ihr Leben beherrscht.

Unzählige Pendler steigen morgens aus den Bahnen am Hannoveraner Hauptbahnhof, hetzen direkt zur nächsten, nicken vielleicht einem Bekannten zu und sind wieder verschwunden. Es gleicht einem summenenden Bienenstock, in dem Menschen nur herausstechen, wenn sie stehen bleiben. Dennoch finden Obdachlose, die regungslos an der Seite sitzen, kaum Beachtung.

Ein aktuelles Beispiel für diese Ignoranz ist der Fall vom 3. Oktober 2016: Ein Rentner stürzt in einer Essener Bank mehrmals und bleibt schließlich bewusstlos liegen. Vier Kunden gehen gleichgültig an ihm vorbei, steigen sogar über ihn drüber – und keiner hilft. Wenig später stirbt der 83-jährige im Krankenhaus. Drei der Angeklagten wurden jetzt zu Geldstrafen verurteilt, der Prozess um den vierten beginnt bald. Im ersten Prozess hatten zwei der Angeklagten ausgesagt, sie hätten den Mann für einen schlafenden Obdachlosen gehalten und deswegen nicht geholfen.

Ein ähnliches Phänomen lässt sich vor dem Kontaktladen „Mecki“ am Raschplatz, einer Anlaufstelle für Obdachlose, beobachten: Die meisten Passanten riskieren, wenn überhaupt, einen kurzen Blick und schauen sofort wieder weg, sobald sie zerschlissene Rucksäcke, Schlafsäcke und Menschen sehen.

In dem kleinen Laden selbst ist es laut und voll. Menschen stehen oder sitzen dicht an dicht und essen ein Brötchen, manche haben sich einen Kaffee gegönnt, und in einer Ecke holt ein Mann sitzend und laut schnarchend den Schlaf der letzten Nacht nach. In einer etwas ruhigeren Ecke isst Rainer sein kleines Frühstück. Er ist 50 Jahre alt und lebt seit vier Jahren auf der Straße.

Abgesehen davon, dass er mehrere Jacken übereinander trägt, wirkt er nicht obdachlos. Die Attacken von vor allem Jugendlichen regen ihn nicht mehr auf, sagt er. „Die Jugend muss sich ein bisschen austoben. Sollen sie machen. Ich will nicht hinter Gittern landen, weil ich mich wegen so etwas prügeln. Außerdem sammelt man mit der Zeit Erfahrung mit denen. Alleine trauen die sich ja nicht ran!“

Dabei habe er schon viele Situationen erlebt, die andere wütend gemacht hätten. „Man wird verprügelt, mit Flaschen beschmissen, auf den Schlafsack werden Kippen geworfen, Bier ausgekippt ... Ich setze mich in die Bahn und gucke einfach

aus dem Fenster, und schon denken manche Jugendliche, sie müssten mich anmachen. Dann quatschen sie mich an, beschimpfen mich, aber ich sitze doch nur da“, schüttelt er verständnislos den Kopf. Doch im nächsten Moment lacht er wieder

ein kindliches Lachen und erklärt, er würde alles mit Humor nehmen.

Auch der 44-jährige Erik, der sich weiter vorne im Laden niedergelassen hat, kennt solche Vorfälle mit Jugendlichen: „Meistens kommen blöde Sprüche. Die Leute werfen

mir an den Kopf, ich solle arbeiten gehen, dann hätte ich auch Geld. Oder fragen sich, wie ich mir ein Fahrrad leisten kann, aber kein Geld für Essen habe. Die haben keine Ahnung, wie lange ich auf das Fahrrad gespart habe. Aber einen blöden Spruch bringen!“ Trotzdem gibt es auch Jugendliche, denen er nicht komplett gleichgültig sei, die ihm bei niedrigen Temperaturen einen warmen Hotdog oder ähnliches schenken. Das sei aber die absolute Minderheit. Auch eine ältere Dame habe ihn mal beschimpft, erzählt er. Doch meistens seien es Teenager, die ihn attackierten.

„Zieh mal den Vorhang weg, ich will meine Sachen sehen!“, kommt ein kurzer Befehl von einer Frau am selben Tisch. Offensichtlich kennt man sich in der Szene und versteht sich mit einigen Leuten gut, aber es gibt auch viel Misstrauen. Man nimmt mit, was geht, ohne Rücksicht darauf, ob der andere nicht viel weniger hat als man selbst. „Wenn du Geld hast, kannst du kaufen, was du willst. Wenn du keins hast, nimmst du, was du kriegen kannst“, sagt Erik und zieht den Vorhang beiseite.

Draußen, vor dem Fenster, liegt eine obdachlose Frau auf ihrem Schlafsack, leere Bierflaschen stehen um sie herum, das T-Shirt hochgerutscht, der Bauch entblößt – sie schläft ihren Rausch aus. Doch nicht einmal ihre Gleichgesinnten machen sich die Mühe und ziehen es wieder herunter. Wird man mit der Zeit auf der Straße selbst gleichgültig, sich und anderen gegenüber? Erik nickt zustimmend und zeigt auf sein linkes Auge. „Damit sehe ich nichts mehr. Das hat sich auf der Straße entzündet, aber mir ging es so schlecht, dass es mir egal war. Ich hab mich nicht darum gekümmert, bis die hier im „Mecki“ mich ins Krankenhaus geschickt haben. Aber da war es schon zu spät.“

Gleichgültigkeit spielt also eine große Rolle im Leben von Obdachlosen. Viele sagen, sie fühlten sich ausgeschlossen und alleine gelassen. Aber auch darüber, dass sie gerne im „Mecki“ seien, sind sie sich einig. Denn hier zeigt die Gleichgültigkeit der Straße ihre gute Seite: Ein Mitarbeiter erklärt: „Mir ist egal, wo die herkommen. Wir reichen jedem die Hand, egal, ob der sich letzte Nacht prostituiert, Drogen genommen oder in die Hose gemacht hat!“

Lena Schmidt



Eine obdachlose Frau am Rande der Gesellschaft.



Obdachlose benutzen oft Schilder, um sich Gehör zu verschaffen.



Passanten haben Besseres zu tun, als sich mit Obdachlosen zu beschäftigen.

FOTOS: ELSKE DÜSENBERG



Keine Gefühle, aber gute Aufnahmen

Zerbrochenes Glas, demolierte Autos, verletzte Menschen. Die meisten wollen helfen - rufen den Notarzt oder leisten erste Hilfe. Doch viel zu häufig kommt es vor, dass Personen an solchen Orten vorbeikommen und nur das Handy zücken, um das Geschehen festzuhalten. Wie gleichgültig sind uns verletzte Menschen?

Erst Mitte September verstarb ein Motorradfahrer in Heidenheim (Baden-Württemberg) noch an der Unfallstelle, weil ihm nicht rechtzeitig geholfen wurde. Ein Radfahrer war als einer der ersten am Unfallort, hat den sterbenden Mann allerdings nur gefilmt, anstatt sich um ihn zu kümmern. Selbst als später die Rettungskräfte vor Ort waren, hat er lediglich weitergefilmt und dabei die Sanitäter bei ihrer Arbeit behindert. Die Polizei ermittelt gegen ihn wegen unterlassener Hilfeleistung.

Rettungssanitäter erleben immer häufiger, dass bei Einsätzen gefilmt statt geholfen wird. Daniel Schulte war 15 Jahre im Rettungsdienst tätig und arbeitet nun als Referent beim Deutschen Roten Kreuz. „Es kam schon öfter vor, dass Personen in

ihrem PKW eingeklemmt waren und ihnen niemand geholfen hat, sondern eher mit dem Handy alles gefilmt wurde“, erzählt der 34-Jährige.

Er schätzt, dass in einem Drittel bis zur Hälfte aller Fälle nicht geholfen wird. Dass Verletzte gefilmt oder fotografiert werden, schiebe er auf Langeweile, die Gleichgültigkeit gegenüber den Opfern oder auf den Vorsatz, Geld daran zu verdienen. „Einmal wurden Fotos von einer eingeklemmten, toten Frau gemacht, die frontal mit einem LKW zusammengestoßen war. Die Fotos wurden dann im Internet zum Verkauf angeboten“, berichtet Daniel Schulte.

Bei mehreren Einsätzen habe er erlebt, dass Fotografierende oder Filmende die Arbeit der Rettungskräfte behinderten.

„Je nach Penetranz des Filmenden werden mehrere Bitten ausgesprochen, aber wir Sanitäter haben die Möglichkeit einen Platzverweis zu erteilen“, so Schulte.

Dabei werden sie ebenfalls von der Polizei unterstützt, denn wer unbefugte Foto- und Filmaufnahmen von hilflosen Menschen herstellt, macht sich strafbar. „Es handelt sich dabei um eine Verletzung des höchstpersönlichen Lebensbereichs und wird mit einer Geld- oder Freiheitsstrafe von bis zu zwei Jahren bestraft“, erklärt Michael Tusch, der in Hannover als Rechtsanwalt für Strafrecht tätig ist.

Der am Landgericht tätige Richter Hans-Christian Rümke erläutert zudem, dass man sich auch strafbar mache, wenn man bei Unglücksfällen keine Hilfe leis-

te, sofern man sich nicht selbst in Gefahr bringen müsse. Dies werde mit einer Geld- oder Freiheitsstrafe von bis zu einem Jahr bestraft.

Allerdings würden Fälle mit unterlassener Hilfeleistung im Gericht selten vorkommen, denn es sei eher schwierig zurückzuverfolgen, wer schon vorher etwas hätte tun können. „In Deutschland wurde noch niemand wegen falsch geleisteter Hilfe verklagt. Jeder kann helfen“, so Rümke. Also gäbe es keinen Grund einfach gleichgültig an verletzten Menschen vorbeizugehen.

Magdalena Struck



Anstatt zu helfen, macht dieser Autofahrer nur Handyaufnahmen.

FOTO: SARA SCHÖNFELDT

„Die Kinder haben eine Großmutter, aber ich habe keine Mutter“

Unter einer Familie verstehen viele das Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit, doch nicht jedes Kind erfährt dies. Stefan Schmidt erzählt die Geschichte seiner Kindheit, die vor allem von Vernachlässigung und Gleichgültigkeit handelt.

Stefan Schmidt* ist 36 Jahre alt und seit vier Jahren glücklich mit Ehefrau Svenja verheiratet. Er wohnt zusammen mit ihr und seinen beiden Töchtern in Hannover. Er ist gelernter Bäcker, kann seinen Beruf aber aufgrund einer Mehlstauballergie nicht mehr ausüben. Daher macht er zurzeit eine Umschulung zum Fachlagerist. Von außen betrachtet wirkt der Familienvater unbeschwert. Was kaum jemand weiß: Mit sieben Jahren gab seine Mutter ihn ins Heim. Ihre Begründung: Sie komme nicht mehr mit ihm zurecht. Doch die eigentlichen Auslöser waren ein neuer Lebensgefährte und ein neues Kind.

Als er beginnt von seiner Kindheit zu sprechen, bleibt er gefasst. „Ich kann schon drüber reden“, sagt er, obwohl seine bewegende Geschichte ihn noch heute prägt.

Geboren wurde der 36-Jährige in München. „Ich war vier oder fünf als mein Vater gestorben ist.“ Genau erinnert er sich nicht mehr, deutet jedoch auf ein Foto an der Wand und fügt lachend hinzu: „Da oben hängt er.“ Eine Vaterfigur fehlt ihm sehr in seinem Leben. „Ich bin schon traurig, wenn ich daran denke, dass ich keinen richtigen Vater mehr habe.“

Später lernt seine Mutter einen neuen Mann kennen. „Es ist dann noch ein Kind gekommen, ich bin hintenangelassen und ins Heim abgeschoben worden“, erzählt er und gibt zu, dass er mit seinem Stiefvater einfach nicht zurechtkam. „Eigentlich war er eine fremde Person, von dem ich öfter eine Ohrfeige bekommen habe“, sagt Schmidt und schaut zu Boden.

Aufgewachsen ist er fortan in einem Heim in Traunstein, ganz im Süden Bayerns. Nur in den Ferien durfte er nach Hause. „Wenn es zu Streitigkeiten mit meiner Schwester kam, war ich wieder der Schuldige und hab zurück ins Heim fahren dürfen“, er macht eine Pause und korrigiert sich selbst: „Oder müssen.“

Mittlerweile haben Schmidt und seine Mutter wieder Kontakt, doch in Gesprächen mit ihr werden die Geschehnisse von früher vermieden. „Ich brauche mit ihr nicht drüber zu reden, das eskaliert sowieso.“ Außerdem verrät er:

„Wir dulden uns und machen das Beste draus, auch wegen der Kinder. Die Kinder haben eine Großmutter, aber ich habe keine Mutter.“

Auf die Frage, ob man seinen Eltern als Kind egal sein kann, antwortet Stefan: „Schwierig zu sagen, aber so wie ich im Heim aufgewachsen bin, würde ich schon fast sagen, dass es meiner Mutter egal war.“ Er fand dort einfach keinen Anschluss und fühlte sich daher stets einsam.

Heute ist Stefan stolzer Vater und Ehemann und hat seine eigene Familie, doch er gibt zu, dass die Angst, seinen Kindern nicht gerecht werden zu können, da ist. „Ich versuche das Beste zu machen und für die Kinder da zu sein.“

Jenifer Langhorst

*Name von der Redaktion geändert



Stefan Schmidt wuchs nicht im Kreise seiner Familie, sondern in einem Heim auf.

FOTO: FRANZISKA RÖTTGER



Fuck you Bildung

Montag Morgen. Der Wecker klingelt. Die Schüler quälen sich aus dem Bett. Verschlafen machen sie sich auf den Weg zur Schule, mit dem Fahrrad, mit dem Bus, mit der Bahn. Während anderswo für das Recht auf Bildung gekämpft wird, kämpft man hier nur mit dem Schlaf: Gleichgültigkeit bestimmt den Schulalltag.

Ulrich Ziehn, Didaktischer Leiter der KGS Pattensen, weiß: Desinteressierte Schüler und langweiliger Unterricht – das muss nicht sein! Er zeigt Verständnis für die Schüler. Nur weil ein Lehrer sein Fach unterrichtet, könne er nicht einfach davon ausgehen, dass jeder Schüler interessiert sei.

Warum solle ein Problem, das er in den Geschichtsunterricht mitbringe, für einen Schüler relevant sein? In zwölf Unterrichtsfächern ließen sich die Probleme der Welt ohnehin ganz schlecht abbilden. Schüler seien ja nicht wirklich desinteressiert: „Sie sind desinteressiert an dem, was die Schule ihnen vorgibt.“

Schüler könnten sich oft nicht für diese künstlichen Inhalte begeistern. „Ich sehe das an meinem Sohn, der nicht unbedingt Lust auf Mathe, Deutsch oder Englisch hat, aber sich dafür besonders für seine Jugendfeuerwehrgruppe interessiert. Er klettert auch unheimlich gern“, erzählt Ziehn.

Es müsse darum gehen, Schüler individuell zu fördern, ihre Selbstständigkeit zu unterstützen und auf ihre Fragestellungen einzugehen. Doch mit herkömmlichen Lehrplänen sei das nur sehr schwer möglich. „Für Schüler gibt es da oft keinen Lebensweltbezug, keine Relevanz. Da stimmen die Curricula nicht.“

Trotz Lehrplänen und zentralen Prüfungen kann Schülern heute weitaus mehr geboten werden als Frontalunterricht. Dabei wird auf Individualisierung gesetzt. Das fängt schon im Kleinen an. An der KGS Pattensen gab es beispielsweise in der Wo-

che vor der Bundestagswahl die „Fachtage Politik“. Die Schüler setzten sich mit den unterschiedlichen Parteiprogrammen auseinander, gründeten eine eigene Partei, simulierten Wahlkampf, interviewten Bundestagsabgeordnete: Politik zum Anfassen.

Das „Projekt Herausforderung“ wird an unterschiedlichen Schulen angeboten und ist da schon eine Nummer größer. Die Idee ist, dass sich Schüler eine Aufgabe su-

chen, der sie sich stellen wollen. Dazu sind sie drei Wochen lang selbständig in ihrem jeweiligen Projekt unterwegs. Ob sie eine Band gründen, soziale Arbeit leisten oder eine Radtour planen, ist ihnen überlassen – denkbar ist im Grunde alles.

Dabei lernen die Schüler nicht nur die jeweils benötigten Fähigkeiten, sondern auch, sich selbst zu organisieren und zu versorgen. Außerdem erfordert es oft

Überwindung und Selbstvertrauen. Das verhilft vielleicht nicht zu einem Einserschnitt im Abi, aber zumindest schlafen die Schüler im Unterricht nicht mehr so leicht ein.

Debora Charlotte von der Osten-Sacken



FOTO: FRANZISKA RÖTTGER

Vielen Schülern fällt es schwer bei dem Schulstoff die Augen offen zu halten.

Gleichgültigkeit – Rettungsboot oder einsame Insel?

Besonders junge Menschen sind in der heutigen Zeit vielen Zwängen und Verpflichtungen ausgesetzt. Die Flut an Informationen, Nachrichten und Mails löst bei vielen Stress aus. Kann uns eine gleichgültige Haltung vor einer zunehmenden Erschöpfung bewahren?

Wenn der Alltag in seiner ganzen Reizüberflutung über uns hereinbricht, dann haben wir zwei Möglichkeiten: Entweder ersticken wir irgendwann an diesen Reizen und machen uns Stück für Stück kaputt. Oder wir schauen an den Dingen vorbei, die uns in den Stress drängen und fokussieren uns auf die wohltuenderen Dinge.

Die 22-jährige Marie B. studiert Psychologie. Sie fühlt sich viel zu oft müde, erschlagen vom Alltag. In ihrem Kopf drehen sich die Gedanken wie in einem Karussell. „Ich wünschte ich könnte auf manche dieser Gedanken einfach verzichten, so dass sie einfach an mir vorbeiziehen und ich mir keinen Kopf darum machen müsste“, erzählt sie.

Die Menschen, die sich in einer solchen Situation nach neuer Ruhe sehen, können bei Tina Boll Rat suchen. Sie ist Mitglied im VFAM (Verband für Achtsamkeit). „Die heutige ständige Erreichbarkeit fördert solche Stresssituationen und das löst bei manchen Menschen körperliche Symptome aus“, erklärt die Achtsamkeitsexpertin. „Durch die Achtsamkeit versuche ich zu der Haltung zu kommen, die Dinge so wahrzunehmen und anzunehmen, wie sie sind“, beschreibt sie. Kann diese Balance durch Gleichgültigkeit erreicht werden?

Schon Ariston v. Chios, ein antiker griechischer Philosoph und Stoiker, sagte schließlich bereits im Jahre 250 v. Chr., dass das „höchste Gut die Gleichgültigkeit“ sei. Und es gibt sie ja auch heute: Menschen, die von Natur aus gelassen sind, die nur die wichtigen Dinge an sich heranlassen. Diesen Menschen geht es meist entsprechend besser. Zumindest wirken sie so.



FOTO: NELE SCHRÖDER

Manchmal sollte man bei allem Chaos einfach mal abschalten.

Einer von ihnen ist der 24-jährige Tom K. Ein Fünkchen Egoismus und ein kleiner Spritzer Gleichgültigkeit hätten ihn manchmal aus schwierigen Situationen befreit, erklärt der Student. „Das Wichtigste, das ich während des Studiums gelernt habe, auf bestimmte Sorgen einfach zu verzichten. Ich mache mir beispielsweise keinen Kopf mehr, ob Kommilitonen

mich jetzt nett finden oder nicht.“

Nach Tina Boll kann diese Gleichgültigkeit jedoch auch gefährlich sein und die Menschen in Abgestumpftheit treiben. Die Achtsamkeitsexpertin bestätigt zwar, dass Gleichgültigkeit eine Art Selbstschutz sein kann, doch nur wenn diese auch mit einem Stück Gelassenheit gleichgesetzt wird. Dann könne man sie positiv sehen. Doch

hier bewege man sich auf einem schmalen Grat. Den es zu betreten gilt, um das gesunde Maß an Bedeutungslosigkeit zu finden. Doch dabei ist Vorsicht geboten, denn wenn uns alles egal wird, werden wir uns selbst irgendwann egal.

Jolande Blech



Der Kampf gegen die Prokrastination

Wenn Studierende ihr Studium vernachlässigen und in der Gleichgültigkeit versinken, gerät häufig der Abschluss in Gefahr. Die Psychologisch-Therapeutische Beratung für Studierende bietet Hannoverschen Studenten Hilfe an.

Gleich, heute noch, morgen, übermorgen: Das zwanghafte Aufschieben von Arbeit, die sogenannte Prokrastination, schränkt Studierende in ihrer Leistung massiv ein. Auch in den Köpfen der Studenten von Hannover sei dies keine Seltenheit, wie eine Mitarbeiterin der Psychologisch-Therapeutischen Beratung für Studierende (ptb) berichtet.

Diplom-Psychologin Putri Santoso von der ptb sieht einen besonderen Ursprung dafür: „Hinter dieser Gleichgültigkeit steckt meistens Angst. Angst davor, zu versagen.“ Statt sich den Aufgaben zu widmen, stellt der Studierende sie hinten an, zieht sich zurück und gibt sich gleichgültig gegenüber seinen Pflichten.

„Schließlich fällt es leichter, mit Dingen umzugehen, wenn sie einem scheinbar egal sind, als die eigenen Ängste und Schwächen zuzugeben“, stellt Santoso fest. Sich Ängste eingestehen, das sei der Schlüssel zum Erfolg, um die Gleichgültigkeit zu bekämpfen. „Wer bereit ist, sich seiner Probleme bewusst zu werden und aktiv dagegen vorzugehen, hat gute Chancen, aus einer solchen Phase herauszukommen“, ergänzt die 34-Jährige.

Die ptb bietet allen Studierenden aus Hannover dabei ihre Hilfe an. Die Einrichtung existiert bereits seit 1970 und hilft Studierenden bei privaten, als auch studiumsbezogenen Problemen. Insgesamt sieben Berater kümmern sich am Standort der ptb in offenen Sprechstunden und Einzelterminen, aber auch telefonisch und per Online-Beratung um die Hilfesuchenden.

Abseits der Beratungsgespräche, gibt es zusätzliche Gruppensitzungen und Veranstaltungen der ptb, die besonders für Studierende hilfreich sein können, um sich aus Phasen der Gleichgültigkeit zu lösen. Ein Beispiel dafür ist



FOTO: MADELINE KÜPPERS

Wenn Studierende ihre Aufgaben vor sich herschieben, fällt es ihnen heutzutage nicht schwer, andere Beschäftigungen zu finden.

der „Start in den Uni-Tag“, welcher montags bis donnerstags im Gruppenraum der ptb auf dem Gelände der Leibniz Universität stattfindet. Hier treffen sich Studierende vor der Uni, um zusammen in den Tag zu starten. „Es ist wichtig, einen gemeinsamen Startpunkt zu setzen und vorab Ziele für den Tag zu formulieren“, fügt Santoso hinzu.

Aber woran merkt man denn nun, dass es wieder bergauf geht? „Wenn die Studenten selber das Gefühl haben, wieder Kontrolle über das eigene Handeln zu bekommen, wenn sie ihr Selbstbewusstsein zurückerlangen. Dann

merken wir, dass wir Fortschritte machen“, merkt Santoso an. „Manche haben das Glück eines reibungslosen Studiums, aber viele auch nicht. Das ist okay. Das Wichtigste ist, dass man nicht aufgibt, an sich arbeitet und nach vorne sieht“, resümiert Putri Santoso.

Eric Blache

Mehr Informationen & Termine unter <https://www.ptb.uni-hannover.de>.

Think Before You Ink!

Tattoos sind für die Ewigkeit – oder doch nicht? Laut einer Studie der Ruhr-Universität Bochum sind zwar über sechs Millionen Menschen in Deutschland tätowiert, doch längst nicht jeder ist mit den Bildern auf seiner Haut glücklich.

Wer einen Trend nur mitmacht, um cool zu sein, wird damit oft nicht langfristig glücklich. So geht es auch dem 37-jährigen Steven, der sich im jugendlichen Leichtsinn in Amsterdam sein erstes Tattoo stechen ließ: „Ein schwarzer Tribal-Drache, typisch für die Neunziger Jahre. Schrecklich, das Ding! Wahrscheinlich werde ich es mal covern lassen.“

Diese Beobachtung teilt auch der Tätowierer Cionka vom Studio Forever St. Pauli: „Tribals waren in den Neunzigern ein totaler Hype, aber mittlerweile kommen immer mehr Leute, um sie sich covern zu lassen.“ Weil der Markt übersättigt sei, wird es nach seiner Einschätzung eine ähnliche Entwicklung mit den gerade so beliebten Mandala-Motiven geben.

In vielen Tattoo-Studios häufen sich derzeit die Anfragen für Cover-Ups, bei denen ein bestehendes Motiv durch ein größeres und zumeist dunkleres Tattoo abgedeckt wird. Und auch die vollständige Entfernung ungeliebter Tätowierungen ist mit der heutigen Technik eine echte Alternative. „Es ist eine höhere Medienpräsenz für Tattoo-Entfernung da. Durch TV-Sendungen wie Horror Tattoos informieren sich die Leute jetzt besser darüber“, erklärt Andrea Goeman die gestiegene



FOTO: SVENJA CARTSBERG

Um ihre ungeliebte Tätowierung loszuwerden, legen sich viele unter den Laser.

Nachfrage. Ihre Laser-Praxis Endlich Ohne, die 2012 in Hannover eröffnete, ist mittlerweile an zehn

weiteren Standorten in Deutschland vertreten – und das Geschäft boomt.

Dabei wird längst nicht jedes Tattoo vom Profi gestochen. „Sich im Suff vom Kumpel tätowieren

zu lassen, der sich bei eBay eine Maschine gekauft hat, ist auch immer angesagter“, so die Hamburger Tätowiererin Pati von Million Miles Tattoo. Solche Laien-Tattoos, die nur in den obersten Hautschichten gestochen sind, könnten laut Laser-Expertin Goeman in der Regel schon in ein bis zwei Behandlungen entfernt werden.

Eine leichtfertig getroffene Entscheidung zieht trotzdem ihre Folgen nach sich und man erhält die Quittung für eine durchzechte Nacht. „Viele machen sich keine Gedanken und lassen sich auch recht schnell nach dem Tätowieren wieder etwas entfernen, zum Beispiel aufgrund der beruflichen Situation. Oder weil es nicht mehr zum Lebensabschnitt passt“, sagt Andrea Goeman.

Bis ein Tattoo jedoch wieder komplett von der Haut verschwindet, benötigt es bis zu zwölf Laser-Behandlungen, was einiges an Schmerzen und auch Kosten bedeutet – denn diese variieren je nach Größe der Tätowierung zwischen 80 Euro und 600 Euro pro Behandlung. Ob eine buchstäbliche Schnapsidee das wert ist, muss letztlich jeder für sich entscheiden.

Michèle Förster



FOTOS: SVENJA CARTSBURG

Foodporn oder nährstoffreich - alles eine Frage der Einstellung.

Fette Fritten oder Fasten?

Fastfood, Netflix, wenig Sport- Sportmuffel Sophie ist ein Paradebeispiel, wenn es um den ungesunden Lebensstil vieler junger Menschen geht. Dass es auch anders geht zeigt Fitness-Bloggerin Jana: fast täglicher Sport und Kalorienzählen stehen auf ihrer Tagesordnung. Im Gegensatz zur fitten Studentin scheint Sophie der eigene Körper einfach egal zu sein. Aber ist das wirklich so?

Es ist Freitagabend, 20 Uhr. Während Jana Micus vom Training nach Hause kommt und Gemüse in den Ofen schiebt, landet bei Sophie Bastian etwas ganz anderes auf dem Tisch: Pizza. Beim Essen kommt es für den Sportmuffel darauf an, dass es schmeckt- der Vitamingehalt der Mahlzeit ist ihr egal. „Mich interessiert es nicht, wie viel Zucker oder Fett ich zu mir nehme“, gibt sie zu. „Ich achte nicht auf Kalorien, das ist mir zu anstrengend.“ Auch zum Sport kann sie sich nur selten aufrufen. „Wenn ich mal Sport mache, suche ich mir auf YouTube ein Workout“, erzählt sie. „Aber nur, wenn ich wirklich Lust dazu habe.“

Ganz anders sieht der Alltag von Fitness-Bloggerin Jana aus: Fast jeden Tag geht sie ins Fitnessstudio. Der Kraftsport hat für sie einen hohen Stellenwert. Sie achtet auf ihren Körper- auch, wenn es um die Ernährung geht: „Ich schreibe mein Essen grundsätzlich immer auf“, erzählt sie. Durch das „Tracken“, wie es im Fitness-Jargon genannt wird, habe sie den Überblick darüber, wie viel Eiweiß, Kohlenhydrate und Fett sie tagtäglich zu sich nehme. Momentan versuche sie, morgens zu fasten. Das sei vor allem für das Training am Vormittag angenehmer.

Für Sophie Bastian wäre es viel zu aufwendig, jeden Tag zu planen, was sie zu sich nimmt. Hobbys, Freunde und Familie seien viel wichtiger, als immer nur über das Essen nachdenken zu müssen. Es wird deutlich: Bewusste Ernährung ist nicht Sophies Ding: „Wenn man aufgrund der gesunden Ernährung beispielsweise auf Restaurantbesuche mit den Eltern verzichten muss, ist man ja schon sozial ausgegrenzt“, rechtfertigt sie ihre Meinung. Fitness-Bloggerin Jana geht diesem Problem bewusst aus dem Weg: In Restaurants weiß sie ganz genau was sie bestellen muss, um gesund

dabei weg zu kommen. „Und wenn es dann doch mal der Burger ist, bring mich das nicht gleich um“, lacht sie. Hin und wieder gönne sie sich auch mal Eis oder Pizza. „Den Anteil von 30 Prozent ungesunder Lebensmittel zu 70 Prozent gesunder Gerichte überschreite ich aber nicht“, betont die 20-Jährige.

Nur zu 30 Prozent ungesund zu essen, ist für Sophie undenkbar. Täglich isst sie Schokolade. „Ich brauche das einfach“, macht sie deutlich. Ohne Süßigkeiten könne sie nicht mehr leben und möchte das auch gar nicht. Negative Auswirkungen auf ihre Gesundheit beobachtet sie nicht. Das sei auch der Grund dafür, dass sie an ihrem

Lebensstil nur ungern etwas ändern würde: „Wenn ich jetzt dick wäre, würde ich bestimmt mehr Motivation haben, um Sport zu treiben.“

Diese Problematik kennt Ökotrophologe Julian Jaschinger nur zu gut: In seinem Beruf hat er immer wieder mit jungen Menschen zu tun, die sich mit der Materie „Gesunde Ernährung“ noch nie auseinander gesetzt haben. „Die tief greifende Einstellung, gesund leben zu wollen, suche ich häufig vergebens“, erklärt der Experte. Im Falle von Sophie ist Jaschinger klar, warum die Studentin mit der gesunden Ernährung nichts am Hut hat: „Im jungen Alter spüren die Betroffenen noch keine negativen

Symptome“, schildert er. „In zehn Jahren jedoch wird das schon ganz anders aussehen.“ Herz-Kreislauf-Erkrankungen und ein schwaches Immunsystem seien vorprogrammiert.

Um ihre Gesundheit muss sich Jana Micus hingegen keine Sorgen machen. Mit fünf Einheiten Krafttraining in der Woche treibt sie genug Sport, um ihre körperliche Fitness zu fördern. „Mehr wäre aber auch nicht gut für den Körper“, gibt Jaschinger zu bedenken. Laut des Ernährungsexperten dürfe man sich selbst nicht überfordern. Auch, was die Ernährung angeht, sollten gerade Sportler darauf achten, nicht zu viel Eiweiß zu sich zu nehmen: „50 Prozent Kohlenhydrate, 25 Prozent Eiweiß und 25 Prozent Fett sind optimal“, erklärt er. Oft meinen es Fitness-Begeisterte einfach zu gut mit der gesunden Ernährung. Die Folge sei dann der krampfhaft Versuch, komplett auf ungesunde Lebensmittel zu verzichten. „Das Pflichtbewusstsein kann auch schnell zu groß werden“, erklärt Jaschinger.

Über zu viel Gewissenhaftigkeit kann sich Sophie nicht beklagen. Ganz im Gegenteil- oft wünscht sie sich, dass sie davon ein bisschen mehr hätte: „Ich würde gerne mehr Sport treiben und mich gesünder ernähren“, erklärt sie. Das sei für sie allerdings alles andere als leicht. Anders als erwartet ist dem Sportmuffel der eigene Körper nicht vollkommen gleichgültig. Vielmehr meldet sich auch bei ihr viel zu oft dieser altbekannte Freund: der Schweinehund. Und der ist, wie jeder weiß, manchmal wirklich schwer zu überwinden- besonders dann, wenn uns eine Tafel Schokolade entgegenlacht.



Fitness-Bloggerin Jana führt beim Essen Protokoll.

Marisa Dziuk



Fleisch? Hauptsache billig!

Wir alle kennen das Bild von grasenden Rindern auf Weiden aus der Werbung. Häufig ist dies aber nur für wenige Tiere in Deutschland die Realität, wie viele TV-Reportagen beweisen. Das Leid der Tiere aus Massenhaltung spielt sich im Verborgenen ab und die Wenigsten lassen sich von der Wahrheit der Fleischproduktion in ihrem Konsum beeinflussen.

Gerd Zimmer, 80 Jahre aus Nienhagen, steht vor der Fleischwarenabteilung eines Discounters. Er möchte sich heute etwas Gutes zubereiten und greift beherzt zu der 500-Gramm-Packung Rindergulasch. Diese Woche im Angebot für nur 3,89 Euro.

So wie Gerd Zimmer handeln viele Deutsche. Trotz des stetig wachsenden Trends zum Veganismus und Vegetarismus stammen 98 Prozent der verzehrten Tiere in Deutschland aus Massentierhaltung. Ziel dieser Haltungsform ist es, möglichst viele Tiere auf möglichst wenig Raum zu halten, um so billig und schnell tierische Produkte herzustellen.

„Früher war Fleisch noch etwas Besonderes. Heute kann es jeder kaufen“, sagt Herr Zimmer. Dieser Wandel ist vor allem durch das Discounterprinzip entstanden. War Fleisch früher noch Luxusware, ist es nun zum Billigprodukt mutiert. „Mehr Masse statt Klasse“ ist das Motto der deutschen Esskultur. So sagt auch Gerd Zimmer, dass er froh ist, viel Fleisch essen zu können. „Ich möchte mich mit dieser In-

dustrie gar nicht auseinandersetzen, sonst verliert man ja den Appetit.“

Je nach Anbieter kostet tiertgerecht produziertes Fleisch zwischen sechs bis zehn Euro mehr pro 500 Gramm. Das ist für Gerd Zimmer viel Geld, das er lieber seinem Enkel für sein neues Computerspiel gibt.

Jennifer Nielsen, 23 Jahre, kauft Fleisch von einem Biolandbetrieb in Großmoor bei Celle. „Ich esse Fleisch, aber mir ist es wichtig, dass die Tiere artgerecht gelebt haben.“ Daher isst sie es nur von ausgewählten Bauernhöfen und nur in geringen Mengen.

Denn bei der Massentierhaltung werden nicht nur die Grundbedürfnisse der Tiere auf ein Mindestmaß reduziert, oftmals werden sie sogar gewaltsam den Haltungsformen angepasst. Dabei werden häufig Verhaltensstörungen wie das Beißen von Artgenossen oder Kannibalismus aufgrund des Platzmangels beobachtet.

„Für mich hat die bewusste Art des Fleischkonsums etwas mit Selbstverantwortung zu tun. Gesundheit und froher



FOTO: SARA SCHÖNFELDT

Saftig grüne Wiesen, doch wo sind hier die Tiere?

Mut, das ist des Menschen höchstes Gut“, lacht Jennifer. Es ist kein Geheimnis, dass bei der Intensivtierhaltung Antibiotika eingesetzt werden. Diese Medikamentenrückstände findet man später auch im Endprodukt. Bei einer Stichprobe in Supermärkten fand der Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland 2012 antibiotikaresistente Keime auf Hühnerfleisch.

Wenn Personen wie Gerd Zimmer in Zukunft seltener Fleisch aus der Theke des Discounters konsumieren würden, sondern aus artgerechter Tierhaltung, dann würde man damit gesünder leben und das Tierleiden erheblich verringern.

Jacky Sina Bergmann

Eine Partei, die mit Gleichgültigkeit wirbt?

Marc-Oliver Schrank von „Die Partei“ erklärt, was dahintersteckt und warum es der Partei gar nicht egal ist, was in der Politik passiert.

„Wenn’s euch egal ist, wer im Bundestag sitzt, wäre es dann nicht schön, von jemandem vertreten zu werden, dem’s egal ist, dass er im Bundestag sitzt?“ Mit diesen

Worten warb Nico Semsrott von der Satirepartei „Die Partei“ zur Bundestagswahl um die Stimmen der Nicht-Wähler. „Ein sehr schöner Satz“, findet Marc-Oliver

Schrank. Der 38-Jährige ist seit zehn Jahren Mitglied in der Partei und sitzt im Bezirksrat Nord von Hannover. Außerdem steht er als Landtagskandidat für die Partei

zur Wahl. „Mir ist es auch egal, ob ich im Bundestag sitze, oder nicht“, scherzt Schrank.

Er will frischen Wind in die Politik bringen. Aber damit spricht er nicht alle Wähler an. „Wir wollen ja nicht von jedem gewählt werden. Wir wollen gar nicht, dass alte, vergräunte Nicht-Wähler uns wählen. Wir wollen, dass junge Leute uns wählen.“

Um das zu erreichen, wurde der Weg der Satire gewählt. „Es ist ein guter Weg, Missstände innerhalb und außerhalb des Politikbetriebes aufzuzeigen, die Leute darüber zu informieren und die Aufmerksamkeit zu erzeugen, die nötig ist“, so Schrank. Die Partei gehe ungewöhnliche Wege, um Ziele zu erreichen. Durch eine nette Bitte stieße man nur auf Desinteresse. Es müsse den Leuten erst weh tun, bis sich etwas ändere.

Deshalb nutzte die Partei 2014 beispielsweise eine Gesetzeslücke in der

Parteienfinanzierung und verkaufte Geld, um die Parteiumsätze künstlich zu steigern und mehr staatliche Zuschüsse einzustreichen. So konnte man für 105 Euro damals 100 Euro und 2 Parteipostkarten erwerben. Kurz darauf schloss der Bundestag diese Gesetzeslücke. Dies sei ein Mittel, dass man nutze, um solche Missstände abzuschaffen. Solche Aktionen sind aber längst nicht mehr das einzige Aufgabenfeld der Partei. Schließlich sitzt sie aktuell in elf niedersächsischen Stadträten. „Das ist keine Spaßveranstaltung und wenn der Wähler von uns vertreten werden will, dann wird er das.“

Wer sich, trotz der vielen Parteien in Deutschland, nicht in seiner Meinung vertreten fühlt, müsse die Initiative ergreifen. „Mir hat es die Entscheidung, wen ich wähle, sehr erleichtert, dass ich jetzt selber auf dem Wahlzettel stehe.“ Auf jeden Fall müsse den Leuten klarwerden, dass nur die, die mitmachen und wählen, über die Politik entscheiden und Nicht-Wähler sich nur in eine unnötige Machtlosigkeit brächten. Das ist wohl auch der springende Punkt hinter Semsrotts ungewöhnlicher Aussage, denn 23,8 Prozent der Bürger könnten viel verändern, wenn sie ihre Stimme nutzen würden.

Lisa M. Mitschke



FOTO: MADELINE KÜPPERS

Marc-Oliver Schrank vor seinem Kiosk „Onkel Olli’s“ in der Hannover Nordstadt.





Werbeplakate
anbringen verboten

Gleichgültigkeit
ist eine Eigenschaft, die den
Menschen zum Egoisten macht.



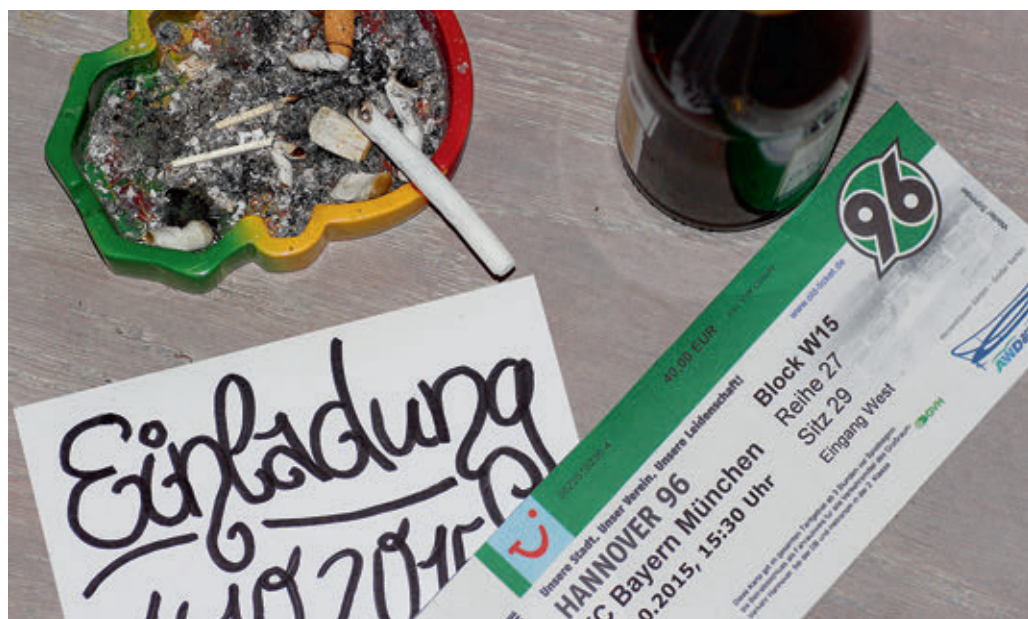
Egal. Heute ist Fußball.

Timo Mayer* begleitet sein Team Woche für Woche durch ganz Deutschland. Dabei ist es ihm egal, ob er den Geburtstag seines Vaters verpasst oder er Probleme mit der Polizei bekommt. Für den Fußball-Ultra zählt nur sein Verein Hannover 96.

Es ist Sonntagmorgen, das Wetter ist mal wieder schlecht und Timos Laune nicht besonders gut. Sein Kopf tut immer noch weh von zu viel billigem Schnaps, den er letzte Nacht getrunken hat. Egal. Schnell fertigmachen, noch ein Schluck Wasser gegen die vertrocknete Kehle und los geht's. Hannover hat heute ein Heimspiel gegen den VfB Stuttgart und seine Jungs warten schon. Also ab aufs Fahrrad und schnell zum abgemachten Treffpunkt.

Timo stimmt sich mit seinen Freunden vor jedem Heimspiel in einer Kneipe auf die Partie ein. Heute treffen sie sich bereits um neun Uhr, früher als alle anderen Fans. Die Straßen in der Innenstadt von Hannover sind noch wie leergefegt. Außer ein paar Polizei-Wannen lässt noch nichts darauf schließen, dass 96 heute ab 15:30 Uhr um drei Punkte kämpft. An der Kneipe angekommen ist der Kater, der eben noch allgegenwärtig war, verflogen und die schlechte Laune ist längst der Vorfreude auf den heutigen Spieltag gewichen.

„Schwer zu beschreiben wie das ist, aber sobald es zum Stadion geht oder man losfährt zum Auswärtsspiel, ist alles andere



Für Timo zählt nur Hannover 96 – Alles andere ist egal.

auf einmal egal. Dann gibt es nur noch das, worauf man sich die ganze Woche gefreut hat: 96!“, erzählt Timo. Drei Stunden vor Anpfiff geht es dann weiter zum Stadion. Fahnen aufhängen, Material zusammensuchen, Aufkleber verkaufen und schon mal

eine Eintrittskarte für das nächste Auswärtsspiel kaufen. Eigentlich gibt das der Studenten-Geldbeutel im Moment nicht her, aber darüber wird nicht geredet. „Kein Geld, ist kein Grund um nicht auswärts zu fahren“, meint der 96-Ultra.

Kurz bevor das Spiel angepfiffen wird, verschwindet Timo im Fanblock der „Roten.“ Der 22-Jährige unterstützt seit knapp sechs Jahren seinen Herzensverein. Wie viel Geld er für sein Hobby schon ausgegeben hat, weiß er nicht und es interessiert ihn auch nicht. „Wenn es mir nicht egal wäre, was Andere von mir halten, oder wie viel Geld ich diesen Monat schon wieder für Fußball ausgegeben habe, könnte ich das hier gar nicht machen“, meint Timo.

Aber eines weiß er ganz sicher: Egal ob „seine Roten“ im eisigen Russland zum Europapokalspiel antreten müssen oder gegen den SC Freiburg um Punkte gegen den Klassenerhalt kämpfen – er unterstützt sein Team bedingungslos. Keine Reise ist Timo zu weit, keine Anstrengung zu groß. „Eine gewisse Gleichgültigkeit gehört für einen Ultra halt dazu, genau wie der Hass auf Braunschweig und die Liebe zum Verein“, sagt er stolz.

Leon Uguz

*Name von der Redaktion geändert

„China geht nur über Schmerzensgeld“

Viele Fußballprofis zieht es vor allen wegen des Geldes nach China, Indien und an den persischen Golf obwohl dort Fußball auf unterklassigem Niveau gespielt wird. Der Fan fragt sich: Wird Vereinstreue in der heutigen Zeit immer gleichgültiger?

„I play for the money. Football is not my passion.“ Mit dieser Aussage hat der Kameruner Skandalprofi Benoît Assou-Ekotto für viel Unmut gesorgt. Derart gleichgültig äußerte sich zumindest öffentlich bisher noch niemand über sein Dasein als Profifußballer. Fakt ist: Geld spielt in diesem Geschäft eine immer größere Rolle. Insbesondere Transfers von gestandenen Profis nach China erwecken den Eindruck, dass es immer mehr Spielern gleichgültig scheint, in welchem Land und für welchen Verein sie spielen.

Das diese Möglichkeit heute besteht, liegt vor allem an den gesellschaftlichen und politischen Veränderungen der letzten 20 Jahre, meint Sportreportergröße Tom Bayer: „Das geographische Spektrum ist heutzutage einfach größer. In den 90er Jahren war es schlichtweg nicht möglich in Ländern wie der Sowjetunion zu spielen.“ Das Angebot für Profifußballer erstreckte sich heute auch auf Länder wie China oder Indien, die immer professionellere Ligabetriebe aufbauen.

In einer globalisierten Welt ist die Hürde ins Ausland zu gehen geringer, weiß auch Bundesliga

profi Johannes van den Bergh. Der 30-Jährige lief in seiner Karriere schon für verschiedene Bundesligisten auf. Nach einer sportlich enttäuschenden Saison beim spanischen Klub FC Getafe zog es ihn zurück in die deutsche Heimat, wo er nun bei Holstein Kiel unter Vertrag steht. „Ob man einem Verein treu bleibt, hängt oft auch von der eigenen Lebenssituation ab. Meine Frau und ich haben jetzt einen Sohn bekommen und dann guckt man schon, dass das Ganze irgendwie passt“, erläutert van den Bergh.

Die Entscheidung von Spielern, die ins Reich der Mitte wechseln, um lukrative Verträge zu unterschreiben, kann er nur bedingt nachvollziehen: „China geht für viele Spieler nur über Schmerzensgeld, sportlich ist die Liga wenig reizvoll.“

Zudem unterstreicht er die Problematik, dass die Interessen eines Spielers meist mit denen der Anhänger nicht vereinbar sind. „Der Fan hängt von klein auf bis in den Tod an seinem Verein, während die Vereine für die meisten Spieler nur Zwischenstationen sind“, so der Fußballprofi weiter.

Der Zeitraum, in dem man be-

ruftlich als Fußballprofi agieren kann, ist begrenzt. Folglich muss jeder durchschnittliche Bundesligaspieler den Faktor Geld berücksichtigen, meint van den Bergh:

„Wenn man selber bei einem etwas kleineren Verein spielt, und der nächst größte macht dir ein Angebot und legt auch beim Gehalt etwas drauf, dann ist doch

klar, dass du das machst. Das geschieht in anderen Berufszweigen doch genauso.“

Leon Geis



Für viele Spieler sind Vereine nur noch Durchgangsstationen.

FOTO: SVENJA CARTSBERG



„Die Körper liegen nackt und hilflos vor uns“

Medizinstudenten müssen schon am Anfang ihrer Ausbildung an menschlichen Leichen lernen. Einen Umgang jenseits von Gleichgültigkeit müssen dabei sowohl Anfänger als auch Profis finden.

Vor dem ersten Mal im Obduktionssaal sind der jungen Medizinstudentin Franziska Lang aus Hannover Zweifel und Ängste gekommen: Ist so etwas erlaubt? Moralisch vertretbar? Wie wird das werden? Wird es sehr unangenehm riechen?

„Das ist schon eine Hemmschwelle. Der Körper ist im Regelfall intakt und der Arzt macht sich daran mit einem Messer zu schaffen“, berichtet der Rechtsmediziner Detlef Günther. Er ist leitender Oberarzt an der MHH und arbeitet schon seit Jahrzehnten in seinem Beruf. Deswegen ist sein Umgang mittlerweile auch ein anderer: „Da gibt es schon so etwas wie eine Routine, die Fälle wiederholen sich ja.“

Detlef Günther findet sogar, man müsse die Gefühle schon ein bisschen abstellen. Es sei zwar nicht Gleichgültigkeit, aber sonst könne man den Job nicht machen. Auch Franziska Lang konnte bei sich beobachten, dass sie von Kurstag zu Kurstag routinierter wurde. „Ich denke aber, dass die moralischen Fragen bleiben und hoffe, dass es nie ganz normal sein wird.“

Ihre Arbeit ist dennoch eine andere als die von Detlef Günther. Lang untersucht Tote, die ihren Körper zu Lebzeiten der Medizin verantworteten, Günther hingegen Leichen, bei denen der Verdacht eines Fremdverschuldens im Raum steht. „Die Polizei hat einen Fall, bei dem sich ein junger Mensch

erhängt hat. Es gibt einen Abschiedsbrief. Aber die Eltern sagen, dass ihr Kind das nie gemacht hätte“, führt er als Beispiel auf.

„Wir hatten da auch schon Fälle, wo Juristen umgekippt sind. Das ist keine Schande. Man weiß ja vorher nicht, wie man darauf reagiert“

Davon kann sich der Arzt meist jedoch gut abgrenzen: „Wir kennen die Leute nicht. Das sind Wildfremde für uns.“ Allerdings hätten er und seine Kollegen auch keine Lederhaut. Es sei ein Unterschied, ob ein Baby auf dem Tisch liegt oder ein 97-Jähriger.

Doch nicht nur Mediziner kommen in Berührung mit Obduktionen. In der Rechtsmedizin der MHH gibt es eine Vorlesungsreihe für angehende Staatsanwälte, die später im Beruf die Berichte von Obduktionen auf den Tisch bekommen. In ihrer Ausbildung können sie deswegen selbst einmal mit dabei sein.

„Wir hatten da auch schon Fälle, wo Juristen umgekippt sind. Das ist keine Schande. Man weiß ja vorher nicht, wie man darauf reagiert“, erzählt Günther.

Franziska Lang denkt, dass ein nicht besonders ausgeprägter Geruchssinn im Beruf hilfreich sein könne, da der Formalinduft stechend in der Nase sei. „Die Nutzung von menschlichen Körpern nach ihrem Tod spricht eigentlich gegen die Wahrung der Menschenwürde“, findet Lang. „Die Körper liegen nackt und hilflos vor uns. Es besteht keine Chance auf einen Widerruf. Ich kann das nur mit meinem Gewissen vereinbaren, weil die Körperspender im Vorfeld ihre Einwilligung gegeben haben.“

Christina Holsten



FOTO: NELE SCHRÖDER

Quietschlebig ist das Fotomodell. Doch welche Gefühle lösen die Toten bei Rechtsmedizinern aus?

Herausgeber
Fakultät III- Medien, Information und Design
Die Erstsemester der Studiengänge Journalistik und Public Relations 2017/ 2018

Dozentinnen und Dozenten
Hannes Finkbeiner
Sibylle Greißl- Hertrich
Uwe Laubender
Siegfried Tesche



Impressum



Geländer linke Seite von links im Uhrzeigersinn:

Leon Uguz, Sweety Nagahi, Gesa Hustede, Lena Schmidt, Christina Holsten, Bennet von der Laden, Lisa Mitschke

Geländer rechte Seite von links im Uhrzeigersinn:

Sahra Mansour, Jacky Bergmann, Magdalena Struck, Jolanda Blech, Marisa Dziuk, Leon Geis, Eric Blache, Michéle Förster, Jenifer Langhorst

Es fehlt: Debora von der Osten-Sacken



Auf dem Wohnwagen: Tobias I. Forrester

Von links nach rechts:

Joschka Löchte, Louis Seufferth, Annika Brescher, Karl Jannes Katzig, Vivian Vollmann Tinoco, Jolien Hasemann, Sarah Weichselgartner, Jule Schmitz, Cathleen Stegmann, Lukas Tappmeyer, Anna Niere, Malick Volkmann

Vier Personen vorne:

Karoline Czychon, Jolien Hasemann, Cathleen Stegmann, Kyra Vivian Landskron

Es fehlt: Laura Kambartel



1. Reihe oben von links:

Julia Malik, Jacqueline Ritzer, Maximilian Baumgart, Alina Meine, Johanna Hering, Wichard Pauls, Sven Kaufmann

2. Reihe von links:

Stella Ritter, Lena Grass, Nicole Menzel, Mandy Rose Forman, Nadine Margane

3. Reihe von links:

Julia Wollen, Franziska Röttger, Madeline Küppers, Elske Düsenberg, Nele Schröder

4. Reihe von links:

Sara Schönfeldt, Svenja Carlsburg, Maxi Heese, Svenja Estner, Lisa Schleuter



Reihe hinten von links:

Julia Heine, Marie Zellmann, Maren Dickmann, Deniz Starre, Valerie Kruse, Leslie Schmidt, Celina Klein, Jasmin Schol, Fiona Ebcinoglu, Francesca Chiapetta, Thea Klinger

Reihe vorne von links:

Chiara Berckhahn, Tullio Puoti, Paul Vista, Ann-Kathrin Voges, Amelie Schneider



„I“ von unten:

Leanne Lippe, Paul Möhn, Amira Naumann, Shilpa Joshi, Julian Anft

„D“ von unten im Uhrzeigersinn:

Willy Schmidt, Charlotte Kleemann, Tim Knemeyer, Marcella Klaas, Vanessa Javadi, Tara-Luise Winkelmann, Maria Khizhniakova, Steffen Schneider, Wiebke Drude, Vanessa Stemmler